Donnerstag, 20. September 1934

15. Jahrgang — Nr. 113

Dortmund-

Mengeder Lokal-Anzeiger

Geschäfts- und Verkehrs-Anzeiger Mengeder Zeitung

Erscheint dreimal wöchentlich, Dienstag, Donnerstag und Samstag. • Der Bezugspreis beträgt monatlich, durch Boten frei ins Haus gebracht, oder bei Postbezug 1.— RM. • Einzelpreis 10 Pfennig. • Geschäftsstelle: Dortmund-Mengede, am Markt. • Fernruf Dortmund Nr. 11396. • Hauptschriftleiter, verantwortlich für den gesamten Inhalt: Ernst Arnold, Dortmund-Mengede. Regelmäßige Beilagen: „Das humoristische Blatt", „Roman-Unterhaltungsbeilage", „Sport und Spiel", „Für die Frau". • D. A. VIII. 34 1642. • Annahme bis nachm. 6 Uhr. • Bei Betriebsstörungen usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises.

Organ zur Wahrung der Vorortsinteressen
Das Heimatblatt für alle Stände
Ankündigungsblatt der amtl. Bekanntmachungen

Anzeigenpreise: 1 mm hoch, einspaltig, Grundpreis 8 Pfennig. Ermäßigte Grundpreise nach den Bedingungen des Tarifs bei Vereinsanzeigen 4 Pfennig, bei geschäftlichen und Unterrichts-Anzeigen 5 Pfennig. Reklamen im Textteil 1 mm 25 Pfennig. • Bei Zielüberschreitung, zwangsweiser Eintreibung oder in Konkurs- und Vergleichsfällen wird etwa bewilligter Rabatt hinfällig. Für telefonisch aufgegebene oder abbestellte, sowie undeutlich geschriebene Aufträge und Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Gewähr übernommen. • Erfüllungsort Dortmund-Mengede. Gerichtsstand: Das für Dortmund zuständ. Gericht. • Postscheckkonto Dortmund 4939.

Verbreitungsbezirk: Mengede, Bodelschwingh, Brüninghausen, Deininghausen, Deusen, Dingen, Ellinghausen, Groppenbruch, Huckarde, Ickern, Nette, Oestrich, Schwieringhausen, Westerfilde

Zwei deutsche Forderungen an die Welt

Gleichberechtigung in der militärischen Rüstung und gerechte Regelung der Saarfrage — Große außenpolitische Rede des Reichsaußenministers von Neurath vor der Schlußsitzung des Straßenbau-Kongresses in Berlin

Im festlich geschmückten Reichstagssitzungssaal in der Berliner Krolloper fand am Mittwochnachmittag nach Beendigung der großen Rundreise durch Deutschland die feierliche Schlußsitzung des 7. Internationalen Straßenkongresses statt, an der die Vertreter der beteiligten Länder, Vertreter der Reichsregierung, der Länderregierungen und zahlreicher anderer Behörden teilnahmen.

Im Mittelpunkt der Sitzung stand eine große außenpolitische Rede des Reichsaußenministers Freiherr von Neurath.

Er betonte einleitend, daß unser Binnenmarkt, daß die deutsche Wirtschaft, soweit sie von uns abhängt, jetzt in Ordnung ist. Nicht in Ordnung ist freilich unser Außenmarkt. Wenn Volk und Regierung eines Landes ihre Kräfte in solchem Maße für die innere Neugestaltung einsetzen, wie das in Deutschland der Fall ist, dann wird dadurch die Verfolgung aller Ziele imperialistischer Art nach außen von selbst ausgeschlossen.

Auf dem Programm der deutschen Regierung stehen im Grunde nur zwei Punkte, in denen wir mit positiven Forderungen an die anderen Regierungen herantreten und auf deren Erfüllung wir bestehen müssen: Die Forderung, in der Frage der militärischen Rüstungen als gleichberechtigtes Land behandelt zu werden, und sodann die Forderung, die bevorstehende Regelung der Saarfrage so durchgeführt zu sehen, wie das dem Gebot politischer Vernunft und den geltenden Vertragsbestimmungen entspricht. Zwei Forderungen, die das gemeinsam haben, daß sie nicht auf neuen äußeren Macht- und Besitzerwerb, sondern lediglich auf die Schließung offener Wunden am deutschen Staats- und Volkskörper gerichtet sind.

Ein Staat, der seine Grenzen nicht verteidigen kann, ist nicht nur kein selbständiger und unabhängiger Staat, sondern ist, wenn er mit ringsum offenen Grenzen inmitten hochgerüsteter Staaten liegt, gerade dadurch ein Anreiz für eine gefährliche Politik der anderen Länder.

Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund ist lediglich geschehen, weil das unentbehrliche Fundament der Zusammenarbeit, die Gleichberechtigung, fehlte. Deutschland steht wohl nicht allein mit der Ansicht, daß die Institution des Völkerbundes durch ihr völliges Versagen in der Abrüstungsfrage in ihren Grundpfeilern erschüttert worden ist. Wir glauben, daß es einschneidender Reformen bedürfen würde, um den Völkerbund zu dem zu machen, was er nach seinem Statut sein sollte, zu einem wirklich brauchbaren Friedensinstrument. Durch die bloße Rückkehr früherer oder den bloßen Beitritt neuer Mitglieder werden sich seine schweren Mängel nicht heilen lassen. Das gilt auch von dem jetzt vollzogenen Eintritt der Sowjetunion, einem sicherlich höchst interessanten Akt der politischen Entwicklung, zu dessen Bewertung wir allerdings nach unserem Austritt aus dem Völkerbund kein Recht mehr in Anspruch nehmen, wenn wir es auch an sich als richtig ansehen, alle Staaten zur Mitarbeit an den internationalen Aufgaben heranzuziehen.

Der grundlegende Gesichtspunkt der Gleichberechtigung hat der Natur der Sache nach seinen Einfluß auch auf unsere Stellungnahme zu einem anderen Problem gehabt, das in der letzten Zeit viel erörtert worden ist. Das ist das französisch-sowjetrussische Projekt des Ostpaktes oder, wie manche ihn zu nennen wünschen, des Nordostpaktes. Wenn auch in diesem Falle unsere Auffassung als Anlaß zu Angriffen gegen Deutschland und zu Verdächtigungen seines Friedenswillens benutzt worden ist, so wird es uns schwer, das noch auf einigermaßen sachliche, geschweige denn objektive Erwägungen zurückzuführen. Man verlangt von uns, unter Uebernahme weitgehender Verpflichtungen, in eine besondere politische Gemeinschaft mit anderen Mächten einzutreten, während man uns gleichzeitig in einer Frage, die mit dem Zweck dieser Gemeinschaft aufs engste zusammenhängt, nämlich in der Frage des militärischen Rüstungsstandes, den Anspruch auf Gleichberechtigung ausdrücklich bestreitet. Konnten die beteiligten Regierungen wirklich im Ernst annehmen, daß Deutschland in der Lage sei, sich auf eine solche Zumutung einzulassen?

Auch bei der internationalen Besprechung über die Regelung der Saarfrage scheint man vielleicht den Ursprung und Kern des Problems aus den Augen verloren zu haben. Man spricht darüber zuweilen so, als ob jetzt unerwartet ein zweifelhaftes politisches Problem aufgetaucht sei, für das eine Lösung zu finden es recht komplizierter und reichlicher Ueberlegung bedürfe. Im Saargebiet wohnt seit mehr als 1200 Jahren eine rein deutsche Bevölkerung und, was die Kohle betrifft, so genügt die Feststellung, daß die nordfranzösischen Gruben schon im Jahre 1925 mehr als in der Zeit vor dem Kriege fördern konnten, und daß Frankreich — ganz abgesehen von den über Reparationskonto laufenden deutschen Kohlenlieferungen, die schon allein einen mehr als vollen Ersatz des ganzen Förderungsausfalles der nordfranzösischen Gruben darstellten — aus den Saargruben von 1920 bis heute rund 180 Millionen Tonnen beziehen konnte, während sein durch den Krieg verursachter Förderungsausfall nur 70 Mill. Tonnen betrug.

Die Volksabstimmung wird es ohne allen Zweifel für alle Welt offenkundig machen, wie ungerecht und unnatürlich die Regelung von 1919 war.

Im Zusammenhang mit der Abstimmung und der Beendigung des gegenwärtigen Regimes wird eine Reihe von Einzelfragen zu regeln sein, wie z. B. die Rückübertragung der Kohlengruben an Deutschland, die Währungsfrage, die Wiedereinsetzung der deutschen Verwaltungen usw. Das sind rein technische Fragen, die lediglich sekundäre Bedeutung haben. Wenn man jetzt versucht, alle möglichen Schwierigkeiten in den Vordergrund zu stellen, die mit Rückgliederung des Gebietes an Deutschland verbunden seien, so sollte man doch bedenken, daß diese Schwierigkeiten, soweit sie überhaupt bestehen, nur eine Folge des unmöglichen, nicht von Deutschland und nicht vom Saargebiet verschuldeten bisherigen Zustandes und seiner endlichen Beseitigung sind. Angesichts gewisser in letzter Zeit lautgewordenen Anregungen möchte ich nur auf einen Punkt mit allem Ernst und Nachdruck hinweisen. Man sollte sich nicht Regelungen dieser oder jener Art in die Gedanken kommen lassen, die auf eine Beeinträchtigung der deutschen Souveränität in der Zukunft hinauslaufen würden.

Die Reichswehr-Musiker in Turin



auf dem Wege zum Grabmal des Unbekannten Soldaten, wo ein Kranz niedergelegt wurde — ein Bild von dem internationalen Musikfest der Militärkapellen, an dem auch die Kapelle des Berliner Wachtregiments sehr ehrenvoll teilnahm.

4 Männer vom Regen fortgespült

Zuflucht wurde Verhängnis — Unwetter über Westdeutschland

Ein Toter, ein Vermißter

Am Mittwochnachmittag kurz nach 14 Uhr hatte ein Vater mit seinen Söhnen und einem anderen Manne unter der Brücke am Alten Bau in Solingen vor dem niedergehenden wolkenbruchartigen Gewitterregen Schutz gesucht. Durch die immer stärker den Kanal durchflutenden Wassermassen wurden die vier Personen abgetrieben, gegen das Brückengeländer und gegen Steine geschleudert. Während die beiden Söhne sich festhalten konnten und von hinzukommenden Personen gerettet wurden, ist der aus Solingen stammende 67 Jahre alte Vater im Bache etwa einen halben Kilometer bis in die Wupper abgetrieben worden. Hier konnte die Feuerwehr den Mann zwar bergen, doch hatte er so schwere Verletzungen erlitten, daß der Tod bald nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus eintrat. Von dem vierten Mann fehlt jede Spur. Trotzdem die Feuerwehr sowohl den Bach als auch einen Teil der Wupper sofort durchsuchten, konnte der Verunglückte nicht gefunden werden. Die beiden Söhne des inzwischen Verstorbenen wurden ebenfalls ins Krankenhaus gebracht, wo man schwere Verletzungen am ganzen Körper feststellte.

Ein schweres Unwetter, wie es selten erlebt wurde, ging am Mittwochnachmittag gegen 14,30 Uhr über dem Ruhrgebiet nieder. Wie aus Essen berichtet wird, waren die Straßen im Nu in nachtschwarzes Dunkel gehüllt und aus fahlgelben Wolken prasselten unerhörte Regenmassen hernieder; die Wege waren bald überschwemmt und der Verkehr mancherorts fast unmöglich. Verschiedentlich mußte die Feuerwehr zur Abwendung drohender Wasserschäden eingreifen. Auch das Mittel-West wurde, wie aus Gelsenkirchen berichtet wird, zur gleichen Zeit nach einem kurzen, schweren Gewitter von einem heftigen Unwetter heimgesucht. In wenigen Minuten waren in den einzelnen Städten und Ortschaften, die von dem Unwetter betroffen wurden, die Straßen mit Wasser- und Schlammbächen überschwemmt. Besonders heftig wütete der wolkenbruchartige Regen in Buer. Die Kanalisation war oft nicht in der Lage, die plötzlich hereinstürzenden Wassermengen aufzunehmen. An den tiefergelegenen Stellen in der Buerschen Innenstadt sah man das Wasser infolgedessen in meterhohen Fontänen wieder aus den Kanalöffnungen herausdringen. Zahlreiche Keller füllten sich mit Wasser. Straßenbahngleise wurden an tieferliegenden Stellen von Schlammassen überschwemmt, so daß streckenweise der Verkehr — glücklicherweise nur vorübergehend — gestört wurde. Durch die Folgen des Unwetters bekamen die örtlichen Feuerwehren alle Hände voll zu tun.

Regierung sollte ermordet werden

Aufsehenerregende Enthüllungen über marxistische Umsturzpläne in Spanien

Ueber den vor kurzem aufgedeckten Waffenschmuggel der spanischen Marxisten und ihre Umsturzpläne brachte die Madrider Zeitung „Informaciones" aufsehenerregende Nachrichten, die von anderen Rechtsblättern der Hauptstadt aufgegriffen wurden.

„Informaciones" zufolge hatten die Marxisten einen völlig durchgearbeiteten Plan, wonach die Revolution am Tage der Ueberführung der beiden zur Zeit der Monarchie im Jahre 1930 erschossenen revolutionären Offiziere Galan und Hernandez nach Madrid ausbrechen sollte. Der Hauptplan war festgesetzt für den Augenblick der öffentlichen Trauerfeier, an der der Staatspräsident und sämtliche Kabinettsmitglieder teilnehmen sollten. Angesichts einer erhofften Teilnehmerzahl von 300 bis 400 000 Arbeitern, die zum größten Teil bewaffnet sein sollten, sollten der Staatspräsident und die gesamte Regierung ermordet werden. Dies wäre das Zeichen gewesen für die offene Erhebung der anwesenden Arbeitermassen, die den Leiter der „Allgemeinen Arbeiterunion", den ehemaligen sozialdemokratischen Minister Largo Caballero — auch „der spanische Lenin" genannt — zu ihrem Führer ausgerufen hätten.

Dieser war beauftragt, dann sofort die Errichtung der Diktatur des Proletariats in ganz Spanien zu erklären. Das genannte Blatt schreibt, diese Pläne seien der Regierung bekannt gewesen, weshalb sie die Ueberführung der sterblichen Ueberreste der beiden „Märtyrer der Revolution" nach Madrid und ihre feierliche öffentliche Beisetzung in der Hauptstadt zunächst verschoben und dann endgültig verboten habe.

Im Zusammenhang mit der gerichtlichen Untersuchung des Waffenschmuggels wurde die Verhaftung von zwei portugiesischen Staatsangehörigen bekanntgegeben. Einer der beiden Verhafteten ist ein ehemaliger portugiesischer Minister, der dem heutigen Regime in Portugal feindlich gegenübersteht und angeblich umstürzlerische Absichten hegt. Auch die in Verbindung mit diesen Verhaftungen aufgetauchten Pressevermutungen, wonach spanische Politiker der Linken die portugiesischen Revolutionspläne gefördert und durch Waffenlieferungen unterstützt hätten, sind bisher ohne Dementi geblieben.

Die Regierung hat eine strenge Ueberwachung der Küste angeordnet und zwei Torpedobootszerstörer an die Küste von Asturien beordert. Diese Kriegsschiffe haben den Auftrag, den an dem aufgedeckten Waffenschmuggel beteiligten spanischen Dampfer „Turquesa" aufzubringen, der sich angeblich noch in den nördlichen Gewässern aufhalten soll.

Verteilung der Ehrenkreuze beginnt

Durch einen Runderlaß des preußischen Innenministers an die Regierungspräsidenten wird, wie das Ndz. meldet, mitgeteilt, daß die Ehrenkreuze des Weltkrieges auf Abruf bereitgestellt sind. Die Verteilung der bereitgestellten Ehrenkreuze soll sofort veranlaßt werden. Um über den Gang des Verleihungsverfahrens in den einzelnen Bezirken einen Ueberblick zu gewinnen, soll monatlich an die Minister über die Zahl der verliehenen Ehrenkreuze, und zwar getrennt nach Frontkämpfern, Kriegsteilnehmern, Witwen und Eltern berichtet werden.

Wie die Deutsche Arbeitsfront mitteilt, ist die Amtsenthebung des Pg. Busch weder auf ehrenrührige Machenschaften, noch auf ein Versagen in den Leistungen zurückzuführen. Es handelt sich hier vielmehr um einen Verstoß gegen die Selbstdisziplin, die von einem nationalsozialistischen Führer erwartet werden muß.

Furchtbarste Exekution der Geschichte

15 Millionen Bauern von Stalin zum Hungertode verurteilt

Die Amsterdamer „Tijd" veröffentlicht unter der Ueberschrift „Die furchtbarste Exekution der Weltgeschichte" die Artikelserie eines Spezialberichterstatters, der vor einiger Zeit aus Sowjetrußland zurückgekehrt ist. Er schildert die Maßnahmen Stalins, durch die seit dem vergangenen Jahre 15 Millionen Bauern buchstäblich dem Hungertode preisgegeben worden seien.

Der Widerstand, den die Bauern der Durchführung des von Stalin dekretierten Fünfjahresplanes entgegengesetzt hätten, habe die Sowjetmachthaber veranlaßt, unter Anwendung aller erdenkbaren Gewaltmaßnahmen die Agrarwirtschaft zu sozialisieren. Die Bauern wurden, so schreibt der Verfasser, mit Gewalt in den Gemeinschaftsbetrieb der Kolchose getrieben. Alles, was sie besaßen, wurde ihnen genommen. Nicht einmal die Ernte wurde ihnen gelassen. In ihrer Verzweiflung schworen sie Rache. Passive Resistenz und Sabotage wurden ihre Waffen. Die Felder wurden nur noch so weit bestellt, als es zur Deckung des notwendigsten Bedarfs der Bauern selbst erforderlich war. Arbeitspferde kamen zu Zehntausenden um. Landwirtschaftliche Maschinen verrosteten und wurden unbrauchbar. Häuser, Dörfer und Wälder gingen in Flammen auf. Das war die Vergeltung der Bauern. Stalin faßte daraufhin einen Beschluß, der das furchtbarste Urteil der Weltgeschichte darstellt:

Millionen der widerspenstigen Bauern gab er dem Hungertode preis in der Erwägung, daß das furchtbare Beispiel abschreckend auf die übrigen wirken würde.

In aller Stille wurde der entsetzliche Strafvollzug vorbereitet. Anfang 1933 erschienen in der sowjetrussischen Presse Artikel, in denen die Bauern als Staatsverräter und Peiniger des Proletariats bezeichnet wurden, die kein Mitleid verdienten. In der Ukraine wurde der gesamte Personenzugverkehr mit einem Schlage gesperrt, um einer Massenflucht der zum Hungertode bestimmten Bauern nach den Städten vorzubeugen. In den Strafgebieten wurden dann auf Befehl von Moskau eines Tages sämtliche Getreidevorräte beschlagnahmt und abtransportiert, so daß eine unbeschreibliche Hungersnot in Südrußland einsetzte. Weder die Post noch die Eisenbahn durften Lebensmittelsendungen zur Beförderung in das Strafgebiet aufnehmen. Das Vieh krepierte auf den Weiden. Die Kadaver wurden von den Hungernden verzehrt. Die Katastrophe verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Erwachsene und Kinder verhungerten zu Zehntausenden. In zahlreichen Dörfern ereigneten sich Fälle von Kannibalismus.

Das deutsche Konsulat in Charkow rettete durch mutiges Eingreifen Hunderte vor dem sicheren Tode. Selbstverständlich vermochte das Konsulat trotz aller Anstrengungen nur einem verschwindend geringen Prozentsatz der mit dem Hungertode Ringenden Hilfe zu leisten. Auf den Landstraßen sah man Hunderte verwahrloster Kinder vagabundieren. In wenigen Wochen waren ganze Dörfer entvölkert. In Massen begaben sich Tausende und aber Tausende ausgemergelte Gestalten zu Fuß in die viele Meilen entfernt liegenden Städte, um sich vor dem sicheren Tode zu retten.

Zu Beginn des Sommers brach eine Flecktyphus- und Ruhrepidemie aus, die Hunderttausende Opfer forderte. Die Frauen erlagen den Seuchen am schnellsten, die Kinder zeigten am meisten Widerstandsvermögen. Zweimal täglich, am frühen Morgen und des Abends, wurden die Leichen der Verhungerten gesammelt und in Frachtautos in Massengräber gebracht.

Menschliche Phantasie reicht nicht aus, um die entsetzlichen Szenen, die sich in den Hunger-Gebieten abspielten, wiederzugeben. Der Verfasser schreibt, daß er das Massensterben unter den österreichischen Kriegsgefangenen in Sibirien mitgemacht habe, aber nichts habe ihn mehr erschüttert als die Klagen eines Kindes, das man von der Leiche seiner verhungerten Mutter, an die es sich festgeklammert hatte, losgerissen und auf der Straße liegen gelassen hatte. Sofort habe sich ein verwilderter Hund auf das Kind gestürzt und ihm furchtbare Wunden beigebracht. Schließlich hätten die Frachtautos nicht mehr ausgereicht, um die Toten zu befördern. In Kursk, heißt es weiter, blieben die Leichen tagelang liegen und verpesteten die Luft. Später wurden in den Dörfern und Städten, in die sich die Verhungernden geflüchtet hatten, die Bauern zwangsweise in Autos abtransportiert, in einer Entfernung von etwa 30 Kilometer auf offenem Felde ausgeladen und hier ihrem Schicksal preisgegeben.

Allein in den Massengräbern von Charkow lägen 120 000 verhungerte Bauern begraben. In den Gouvernements Poltawa, Kiew, Odessa und in der Krim gebe es viele Dörfer, in denen sich kein einziger Einwohner mehr befände. In den verfallenen Häusern, auf den Feldern und an den Wegen sehe man Hunderte zum Teil von wildernden Hunden und Katzen angefressene Leichen.

Nach vorsichtigen Schätzungen seien allein in der Ukraine 9 Millionen Menschen dem von Stalin diktierten Hungertode zum Opfer gefallen. Die Gesamtzahl der Verhungerten in den anderen Gebieten sei auf wenigstens 6 Millionen zu veranschlagen.

Ein hoher Beamter der GPU habe sich dem Verfasser gegenüber gerühmt, daß der gesamte Weltkrieg nicht halb so viel Tote gekostet habe wie die Massenexekution der renitenten Bauern. Der Widerstand des russischen Bauern sei jedoch noch immer nicht gebrochen. In dumpfer Verzweiflung klammere er sich an seine Scholle. Er sträube sich, der Leibeigene einer ihm wesensfremden Regierung zu sein. Der Widerstand der Bauern sei viel zäher, als die Sowjetmachthaber erwartet hätten. Möglicherweise werde es ihnen mit der Zeit gelingen, auch die Bauern in System einzuspannen, aber bis dahin würden mindestens noch zwei bis drei Generationen vergehen.

Auflösung

der „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Deutscher"

Die Reichsparteileitung gibt bekannt: Nachdem die Reichsparteileitung durch ihre Abteilung für den kulturellen Frieden sämtliche kulturellen und das Verhältnis von Staat und Kirchen betreffenden Fragen in zunehmendem Maße und unmittelbar bearbeiten läßt, erscheint es im Interesse einer noch strafferen Zusammenfassung dieser Arbeitsgebiete nunmehr geboten, auch die zunächst der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Deutscher in diejenigen der Reichsleitung einzubeziehen. Die „Arbeitsgemeinschaft Katholischer Deutscher" stellt daher im Reichsgebiet mit dem heutigen Tage ihre Arbeit ein und löst sich auf. Sie hat im Laufe ihrer Tätigkeit in dem ihr zugewiesenen Bereiche wirklich zu einer Versöhnung beigetragen. Für diese Arbeit wird der Reichsleitung und allen Beauftragten hiermit der Dank der Partei ausgesprochen.

Die neue Reichsgemeindeordnung

Reichsinnenminister Dr. Frick über die Selbstverwaltung

Reichsinnenminister Dr. Frick veröffentlicht im „Gemeindetag" Ausführungen über das Thema „Gemeinde und Staatsidee".

Die Gemeinde, so führt der Minister laut Ndz. aus, ist eine der Grundlagen des staatlichen Aufbaues, sie ist die Zelle, aus der ein großer Teil des reichen Lebens der Nation hervorgeht. Solange die Gemeindeverwaltungen die Stätte sachlicher Arbeit zum Wohle der Gemeindebewohner waren, gab es keinen Grund, der Selbstverwaltung Schranken aufzuerlegen. Aber schon vor dem Kriege wurden sie zu öffentlichen Propagandastellen des Marxismus und seiner kapitalistischen Gegenspieler. Die Gemeinden waren geradezu der Fechtboden des Klassenkampfes. Es ist kein Zufall, so führt der Minister weiter aus, daß die Gemeinden erst im nationalsozialistischen Staat im Geiste ihres Schöpfers wirksam werden. Der Nationalsozialismus betrachtet die Selbstverwaltungskörper nicht als überflüssig, will sie vielmehr als eine wertvolle Einrichtung, dem Willen des Volkes zu formen und zu tätiger Leistung anzuspornen und zu steigern, erst recht zur Entfaltung bringen.

Das wichtigste Gesetz auf diesem Gebiet wird die kommende Reichsgemeindeordnung sein, die für alle deutschen Gemeinden die einheitliche Grundlage schaffen und damit ein wesentlicher Baustein beim Neubau des Reiches sein wird. Der Führergedanke steht in schärfstem Gegensatz zum Parlamentarismus; er ist aber kein Gegensatz zur Selbstverwaltung. So wie im großen Umkreis der Staatspolitik nur eine starke, nie schwankende, zielsichere Führung erfolgreich sein kann, so wird auch in den örtlichen Gemeindeverwaltungen eine feste, nicht von kleinlichen Gesichtspunkten beeinflußte Führung Besseres zu leisten vermögen, als ein Gemeindeparlament voll raufender Interessentenhaufen. Adolf Hitler und der Freiherr vom Stein sind die großen staatspolitischen Lehrer und Erzieher des deutschen Volkes. Sie stellen vor jedes Recht eine Pflicht. Ueber allen Pflichten aber, so betont Minister Frick zum Schluß, steht die Treue zum Führer, zur nationalsozialistischen Idee und zum deutschen Vaterlande. Dieser Pflicht hat auch die letzte Gemeinde zu dienen.

Saarpolizeiführer leitete den Ueberfall

Der Ueberfall auf Bergmann Schulz — Hemsley war der Anführer

Zu der Mißhandlung des Bergarbeiters Schulz bei Münchwies durch saarländische Polizeibeamte wird ergänzend festgestellt, daß die Aktion unter dem persönlichen Kommando des kürzlich vom Präsidenten Knox mit der Leitung der Saarpolizei betrauten Mister Hemsley stand. Wie weiter festgestellt wurde, befanden sich der Führer sowie ein Teil der Mannschaften in betrunkenem Zustande. Ferner ist sachlich festzustellen, daß an dem Tatort die Straße breit und übersichtlich ist, so daß jeglicher Schmuggel, unter dessen Verdacht Schulz gestanden haben soll, nicht in Frage kommt, zumal Zollbeamte Tag und Nacht dort eine scharfe Kontrolle ausüben.

Daß es sich bei den Mißhandlungen des überdies alsbald wieder freigelassenen Schulz nicht um eine „Brechung des Widerstandes" eines einzelnen durch neun Polizeibeamte handeln konnte, sondern daß tatsächlich schwere Mißhandlungen mit Körperverletzung vorliegen, geht aus dem ärztlichen Befund des Dr. Hild-Saarbrücken hervor, der feststellte, daß die linke Kopfhälfte des Schulz stark geschwollen ist, daß auf dem Kopf und an der linken Stirnseite zahlreiche blutunterlaufene Striemen zu sehen sind, daß die linke Backe, das Nasenbein, das linke Handgelenk Verletzungen und Striemen aufweisen und daß auf dem ganzen Rücken zahlreiche Hautwunden und blutunterlaufene Striemen sichtbar sind.

Für die Personalpolitik des Herrn Knox bei Neuanwerbung von Polizeibeamten sind ferner folgende Fälle bezeichnend, über die bereits an die Regierungskommission eine öffentliche Anfrage gerichtet worden ist.

Es wurde neu eingestellt in die Landespolizei:

1. der beim Güdinger Ueberfall auf die Hitler-Jugend verhaftete und zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilte Nikolaus Conrad, der nach Verbüßung eines Teiles seiner Strafe auf Grund der kürzlichen Amnestieverordnung der Regierungskommission freigelassen wurde;
2. der früher in Deutschland als Kommunistenführer tätige Bitter;
3. die bekannten Obervölklinger Antifaschisten Grün und Bräuning.

Diese Fälle sind um so schwerwiegender, als die Regierungskommission ausdrücklich politische Neutralität als Voraussetzung für Neueinstellungen in die Polizei bezeichnet hatte.

Es ist nicht verwunderlich, wenn nach solchem Vorfall das Vertrauen der Saarbevölkerung in die Objektivität und Neutralität der Saarregierung auf ein Minimum gesunken ist. Allgemein ist man der Ueberzeugung, daß nach den früheren bekannten Mißgriffen bei Einstellung von Polizeibeamten durch die neuen Zwischenfälle erst recht die Unfähigkeit der Saarregierung, in der Polizeifrage irgendwie objektiv mitzuwirken, unter Beweis gestellt ist.

Kulturschande auf den Saargruben

Wieder Grube „Itzenplitz"

Die „Saarbrücker Zeitung" beschäftigt sich am Mittwoch wieder mit den Mißständen auf den französischer Verwaltung unterstehenden Gruben. Das Blatt führt wieder die Grube „Itzenplitz" an, wo Zustände herrschten, die eine Kulturschande und, wenn sie der französischen Direktion der Saargruben bekannt seien, der Ausdruck eines frivolen, jedes Verantwortungsgefühls baren Unternehmerstandpunktes seien.

Der Obersteiger von „Itzenplitz", so schreibt das Blatt, sieht seine Aufgabe ausschließlich darin, mit einer an Sadismus grenzenden Willkür alles zu tun, um den Bergleuten den Lohn zu kürzen und die Mühsal der Arbeit zu erhöhen. Er ordnet eigenmächtig an, daß die Abschlagslöhne auf 100 bzw. 80 Franken herabgesetzt werden; er legt eigenmächtig Feierschichten ein. So hat er z. B. am 12. d. M. die 8½-Uhr-Schicht und die Mittagschicht zum Feiern gezwungen, weil tags vorher die Mittagschicht ihr widerrechtlich zugemutete Arbeit abgelehnt hatte. Er fährt in der Nacht ein, um die Leute, die seiner Meinung nach nicht genug arbeiten, für die Entlassung vorzumerken, obwohl er weiß, daß es ihnen am notwendigsten Gezähe fehlt. Am 7. d. M. haben 10 Mann, am 14. weitere 20 Mann die Kündigung erhalten.

Das Blatt spricht dann weiter von Grube „Reden", wo der Damm, der den mit Wasser gefüllten alten Bau von dem neuen Bau trennt, so schwach sei, daß jeden Tag der Durchbruch von Tausenden von Hektolitern Wasser erfolgen könne.

Kabinettskrise in Frankreich?

Der parlamentarische Stavisky-Ausschuß hat mit 19 gegen 9 Stimmen die Veröffentlichung des Polizeiberichtes über die näheren Umstände des Todes des Gerichtsrates Prince beschlossen.

Der Beschluß des Untersuchungsausschusses, der als eine Kampfansage an den Justizminister aufzufassen ist, dürfte ein leidenschaftliches Für und Wider und unter Umständen politische Auseinandersetzungen zur Folge haben, deren Auswirkungen noch nicht zu übersehen sind. In parlamentarischen Kreisen ist man der Ansicht, daß die Autorität des Justizministers Cheron durch den Beschluß stark vermindert sei. Man spricht sogar von der Möglichkeit eines Rücktritts Cherons, der, wie man betont, gefährliche Folgen für die Regierung nicht haben würde.

Eure Vierzehnjährigen

Im April ds. Js. hat Preußen mit der Landjahrerziehung der schulentlassenen Jugend begonnen. 22 000 Jungen und Mädchen wurden für ein Jahr in Landheimen untergebracht und erleben hier eine nationalpolitische Gemeinschaftserziehung, die völlig ohne Vorbild in der Geschichte der Pädagogik ist. Die verflossenen 6 Monate dieses Probejahres haben schon jetzt den vollen Erfolg der Landjahrerziehung erwiesen.

Wer erinnert sich nicht noch — es sind jetzt knapp anderthalb Jahre her — des trostlosen und mit schwerster Sorge erfüllenden Anblicks, den unlenkbar vor den Haustüren und auf den Straßen herumlungernde, schulentlassene Stadtjugend bot?

Elternhaus, Staat und Wirtschaft wußten nicht mehr mit ihr anzufangen, und das Wort des Tigers Clémenceau: „20 Millionen zuviel", schien seine grausame Erfüllung zu finden.

Zwar gab der Staat den Familien dürftige Ernährungszuschüsse, daß die Kinder wenigstens das Leben fristen konnten, man wußte ihnen aber sonst nicht weiter zu helfen; die Eltern zitterten jeden dem Augenblick, an dem die Schulzeit zu Ende ging, und der Junge morgens nicht mehr in die Schule mußte! Lehrstellen waren nicht aufzutreiben, als ungelernter Arbeiter kam er noch nicht in Frage, — sein Los wäre auch nur das Stempeln gewesen — was blieb also anderes übrig, als daß man ihn zu Hause behalten mußte.

Auf dem Lande war dieser Zustand zur Not einige Zeit erträglich, denn in einem ländlichen Arbeiterhaushalt gibt es immer noch Möglichkeiten, einen 14jährigen Jungen zu beschäftigen, aber in der Stadt wurde es auf die Dauer geradezu verheerend. Diese Stadtjugend wurde der Nährboden für den Kommunismus. Die Eltern selbst wurden dieser Jugend gegenüber machtlos und verloren jede Autorität und jede Kontrolle über sie. Es wäre nur zu wünschen, daß auch die Akten der Wohlfahrtsämter und Jugendgerichte einmal sprechen dürften, damit den Nörglern, die heute schon wieder über eine Ueberbeanspruchung der Jugend durch den Staat reden wollen, einmal gründlich der Star gestochen werden kann!

Was sollte aus einer solchen Jugend werden, wenn hier nicht mit starker Hand und mit zurechtbiegenden Mitteln durchgegriffen worden wäre? Es ist das bleibende Verdienst der Hitler-Jugend, sofort nach dem Umbruch sich dieser Jugend mit aller Energie angenommen zu haben. Was sie nur an sich ziehen konnte, zog sie in ihre Reihen und sorgte erst einmal für eine sinnvolle Beschäftigung der Jungen und Mädchen, brachte ihnen wieder Zucht und Ordnung bei und löste sie aus den Klammern der volkszersetzenden roten Meute.

Wir standen vor der Tatsache, daß mit der Jugend von 14—15 Jahren völlig neue Wege beschritten werden mußten, die in den bisherigen Erziehungs- und Lehrmethoden keinerlei Vorbilder haben.

Reichsminister Rust hat nun in diesem Frühjahr den Wurf gewagt und kurzerhand 22 000 schulentlassene Kinder aus den Industrievierteln und Großstädten Preußens aufs Land geschickt, wo sie internatsmäßig in Landheimen, die auf Gutshöfen, Jugendherbergen, leerstehenden Kinderheimen usw. eingerichtet wurden, untergebracht sind. Damit war Preußens Landjahr-Erziehung gestartet! Sie läuft jetzt ein knappes halbes Jahr und ihr Erfolg ist über alles Erwarten groß.

Wenn das Landjahr weiter nichts wäre, als die Fortsetzung der vorhergehenden 8 Schuljahre, dann wären keine Schwierigkeiten aufgetaucht, da aber das Landjahr weder Schule noch Berufsschule und für die Mädchen weder Pensionat noch Haushaltungsschule sein sollte, sondern eine nationalpolitische Durchbildung der Gesamtpersönlichkeit im Geiste Adolf Hitlers, die nicht im Lernen, sondern im Erleben ihren Mittelpunkt findet; — „im Erleben des Landes, der Bauern, ihrer Arbeit und ihrer Feierstunden" — darum war schon die Auswahl der Erzieher ein großes und schweres Problem.

In 18 Führerschulungslagern wurden über 400 Jugendführer, Hilfslehrer und Lehrerinnen, Landwirtschafts-, Sport- und Gewerbelehrer, SA- und SS-Männer, Jungvolkführer, Stahlhelmer, Amtswalter und BDM-Führerinnen zusammengezogen und geschult. Das Ergebnis war die Auslese von nur 1400 Bewerbern, die sich in Schulungslagern wirklich bewährt hatten. Erst als dieser Versuch geglückt war, und genügend Landjahr-Heimleiter und Landjahr-Heimhelfer zur Verfügung standen, konnte an die Durchführung des Landjahres selbst gegangen werden.

Heute ist nun der Betrieb seit einem halben Jahr im vollen Gange. Im geregelten Ablauf eines frohen Arbeitstages, im langsamen Wandel der Jahreszeiten, im Umgang mit dem beständigen Bauern wächst in der Zucht dieser kleinen disziplinierten Landjahrgruppen in engster Lebensgemeinschaft ein neues Geschlecht heran, das hier auf dem Lande eine neue natürliche Lebenshaltung findet.

Wie die Erfahrung zeigt, beginnt schon nach vier Monaten Landerziehungsaufenthalt die disziplinierte Heimgemeinschaft nicht nur äußerlich in der zunehmenden körperlichen Erholung, sondern auch im Innern des Einzelnen ihre Wirkung zu tun und ihn freier, selbständiger, mutiger und daher auch zuverlässiger zu machen, als er es in der Stadt jemals werden konnte.

Der große erzieherische Erfolg des Landjahres ist damit schon jetzt im Probejahr voll erwiesen. Die Landjahrjugend hat sich allerorten mit „ihren" Bauern durch gemeinsame Arbeit, aber auch durch Feste und Hausgemeinschaft eng zusammengelebt. Die Jungen und Mädchen, die mit diesem Erlebnis in die Stadt zurückkehren, haben für die Zeit ihres Lebens das natürliche Verhältnis zum Lande gefunden, das sich segensreich nicht nur für ihr eigenes Leben, sondern darüber hinaus für die ganze Nation auswirken wird.

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda nahm eine Besichtigung der Vorarbeiten zum Erntedanktag auf dem Bückeberg vor. Das endgültige Programm für den Erntedanktag wird in den nächsten Tagen veröffentlicht.

Reichsbischof Müller sprach am Dienstag im Kuppelsaal der Stadthalle in Hannover.

Vor zwanzig Jahren geriet England in Panik

Deutsches U-Boot gewinnt eine ganze Schlacht

Wie die Dreadnoughts „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" versenkt wurden — Der große Sieg Otto Weddigens

Am 22. September 1914 gelang es dem deutschen Unterseeboot „U 9" in wenig mehr als einer Stunde drei der schwersten britischen Schlachtschiffe zu versenken. Der Tag bedeutete für die englische Kriegsmarine eine Katastrophe; denn durch diesen eindrucksvollen Erfolg der jungen deutschen Unterseewaffe war das Vertrauen des Inselvolks auf die Unbesiegbarkeit der eigenen Flotte auf das schwerste erschüttert. Was bisher nur wenige Sachverständige gewußt hatten, wurde mit einem Schlage der ganzen Welt offenbar: die überragende Bedeutung der Unterseeboote für den Seekrieg, die den Alliierten in der Folgezeit noch bitteres Kopfzerbrechen bereiten sollte.

Bei heftigem Wind und schwerer Dünung war „U 9" unter dem Kommando des Kapitänleutnants Otto Weddingen von Helgoland aus westwärts in die Nordsee vorgestoßen. Es hatte die Aufgabe, die großen englischen Truppentransporte nach Ostende nach Möglichkeit zu stören. Die Navigierung gestaltete sich bei dem schlechten Wetter jedoch so schwierig, daß sich Weddingen entschließen mußte, auf die holländische Küste zu halten, die am 21. September, kurz nach 8 Uhr vormittags am Horizont auftauchte. Gegen Abend stand das Boot auf der Höhe von Scheveningen.

Von dem aufreibenden Kampf gegen die tückische See war die Mannschaft völlig erschöpft, aber noch war die gestellte Aufgabe nicht gelöst, und so konnte an eine Umkehr nicht gedacht werden.

Massen wandern über den Horizont

Das Dunkel der Nacht gestattete es dem Boot, über dem Wasser zu fahren. Mit der vollen Kraft seiner Maschinen stampfte es dahin. Stunde um Stunde verging. Als sich der Horizont im Osten erhellte, beruhigte sich allmählich die See. Die Besatzung konnte sich endlich die wohlverdiente Ruhe gönnen.

Der denkwürdige 22. September war gekommen. Eine dicke Wolkenschicht verdeckte zwar die Sonne, aber es war ein klarer Septembertag, ruhig und glatt lag das Meer, weithin schweifte das Auge bis zum Horizont, an dem friedliche Fischerbarken ihre Bahn zogen.

Weddingen und der Ingenieur gingen an Deck auf und ab. Plötzlich zuckte der Mann auf dem Kommandoturm zusammen. Er riß das Fernrohr hoch: Wirklich, links seitwärts, der holländischen Küste zu, wanderte ein schmaler, hoher Mast über den Horizont. Ein leiser Ruf. Schon stand Weddingen neben dem Beobachter. Jetzt wurden auch die Rauchfahnen sichtbar. Sie konnten von keinem einzelnen Dampfer ausgehen, von keinem harmlosen Handelsschiff, nein, sie signalisierten ohne Zweifel englische Kriegsschiffe. Das Gesicht des Kapitänleutnants strahlte, als er das Kommando zum Tauchen gab.

Schrecken auf den „Fürchtenichtsen"

Binnen weniger Minuten war „U 9" vom Meere verschwunden. Nur die beiden Periskope ragten noch kaum bemerkbar über den Meeresspiegel. Der Kurs wurde geändert.

Jetzt ging es geradewegs dem Feinde entgegen. Unten, im Turm, war man sich zunächst nicht einig, ob es sich um kleine Kreuzer oder um größere Kampfschiffe handelte. Man konnte ja nicht ahnen, daß dem kleinen deutschen Unterseeboot vom Schicksal das unausdenkbare Glück beschieden geworden war, drei der schwersten englischen Schlachtkreuzer von der Klasse der „Dreadnoughts", der „Fürchtenichtse" vor das Torpedorohr zu bekommen.

Auf den drei britischen Panzerkreuzern „Hogue", „Aboukir" und „Cressy" glaubte man sich fernab von jedem Gegner in völliger Sicherheit. Gemächlich, mit der Geschwindigkeit von nur 9 Knoten, zogen die drei Giganten ihre Bahn. Die Begleitflotte der Zerstörer war bereits gegen 6 Uhr entlassen worden, da man sie nicht benötigte.

Plötzlich zerriß eine ungeheure Detonation die Stille. Feuer und dicker, schwarzer Qualm schoß aus dem Schiff in der Mitte der „Aboukir" hervor. Was war das? War der große Kreuzer auf eine Mine geraten, waren seine Kessel explodiert? Die „Cressy" stoppte augenblicklich und auch die „Hogue" legte bei. Auf allen drei Schiffen hellste Aufregung. Signale, Kommandos, alles lief durcheinander, Rettungsboote wurden ausgeschwenkt.

Das verwundete Schiff legte sich auf die Seite und sank mit unheimlicher Geschwindigkeit. Noch waren längst nicht alle Schiffbrüchigen geborgen, als sich die „Hogue" unter ohrenbetäubendem Getöse aufbäumte und ebenfalls zu sinken begann. Hier war die Panik noch ungleich größer; denn das Schiff stürzte buchstäblich in sich zusammen, um in wenigen Minuten in die Tiefe zu sinken.

„U. 9" wird unter Feuer genommen

Auf der „Cressy" erkannte man jetzt endlich die Gefahr. Man war einem deutschen Unterseeboot schutzlos preisgegeben! Es gab nur noch eine Rettung, nämlich schleunige Flucht im Zickzack-Kurs. Aber dazu konnte sich der Kommandant anscheinend nicht mehr entschließen.

Da, nur wenige hundert Meter entfernt, mitten zwischen den Trümmern und den Wirbeln der untergegangenen Schwesterschiffe tauchte das Periskop auf. Die Maschinen der „Cressy" standen. Sie in Bewegung zu setzen war es nunmehr zu spät. Kommandos ertönten, Salve auf Salve wurde von der leichten Artillerie abgefeuert.

Schon näherte sich schnurgrade die weiße Blasenbahn des verderbenbringenden Torpedos. Mit langhallendem, dumpfen Schlag traf das Geschoß den Kreuzer, der sich sofort zur Seite zu neigen begann. Aber noch sprangen die Maschinen an. Jetzt, da es zu spät war, versuchte der Todwunde zu entkommen. Wütend trommelten seine Geschütze das Meer an der Stelle, an der eben noch das Unterseeboot gestanden hatte. Aber die Granaten verfehlten sämtlich ihr Ziel.

Treibjagd nach dem unheimlichen Feind der Tiefe

Weddingen schoß sein viertes Torpedo. Es traf mitten in den Maschinenraum. Das Schiff zerbarst und ehe noch die britischen Zerstörer herankamen, war der stolze Dreadnought versunken. 1500 Mann ertranken. Das 7. englische Kreuzergeschwader war gesprengt. In wilder Jagd setzten die britischen Zerstörer dem enteilenden deutschen Unterseeboot nach. Noch einmal wurde es am späten Nachmittag gesichtet, aber dann tauchte es endgültig hinweg. Tauchte unter der feindlichen Postenkette durch und kehrte am 23. September wohlbehalten in den Hafen von Helgoland zurück.

Unbeschreiblicher Jubel empfing Weddingen und seine Mannschaft. Ganz Deutschland war über die Heldentat begeistert. Man wußte, daß der Seekrieg in eine neue Epoche getreten war.

Kommt Grubenstillegung in England?

Streik im englischen Kohlenbergbau

In Cardiff wurde die erste Konferenz zwischen Vertretern der Zechenbesitzer und der Bergleute von Süd-Wales abgehalten. Erklärungen, die später von beiden Seiten abgegeben wurden, zeigen, daß die Aussichten auf eine Beilegung der Meinungsverschiedenheiten nicht gut sind. Die Zechenbesitzer erklärten sich bereit, den Streitfall einem völlig unparteilichen Schiedsgericht zu unterbreiten, die Bergleute dagegen wollen ein Schiedsgericht aus Fachleuten, dessen Mitglieder praktische Kenntnisse der Kohlenindustrie und des Kohlenhandels haben. Einstweilen bleibt also die Lage unverändert, was in der Presse einige Beunruhigung hervorruft, da die Kündigungen der 130 000 Bergleute am 30. ds. Mts. fällig werden, so daß möglicherweise in 12 Tagen mit einer völligen Stillegung der Arbeit in den Kohlenbergwerken von Süd-Wales zu rechnen ist.

Der amerikanische Textilstreik

Während in Neu-England weitere Betriebe infolge des Streiks der Textilarbeiter stillgelegt wurden, wird aus den Südstaaten gemeldet, daß ungefähr zwei Drittel von annähernd 300 000 Arbeitern entweder überhaupt nicht streikten oder die Arbeit wieder aufnahmen. In Belmont (Nord-Karolina) machten sich etwa 400 Streikende daran, eine Fabrik mit Steinen zu bewerfen. Sie wurden von Nationalgardisten auseinandergetrieben, wobei einige durch Bajonettstiche verletzt wurden.

Nach Meldungen aus Washington besteht die Möglichkeit, daß Roosevelt auf Grund eines Berichtes des Schlichtungsausschusses eingreifen werde.

Dr. Rehn gestorben

Der Präsident des Volksgerichtshofes

Nach kurzem Krankenlager starb Dienstag nachmittag an den Folgen einer Gallenentzündung Dr. Fritz Rehn, der Präsident des Volksgerichtshofes in Berlin, im Alter von 62 Jahren.

Dr. Rehn begann seine richterliche Laufbahn 1901 als Gerichtsassessor. Vier Jahre später wurde er zum Landgerichtsrat in Bochum ernannt und dann an das Landgericht Koblenz versetzt. 1920 rückte er zum Landgerichtsdirektor beim Landgericht 1 Berlin auf. Im März 1933 wurde er zum Vorsitzenden des Berliner Sondergerichtes ernannt und behielt diese Tätigkeit auch bei, als er als Senatspräsident an das Kammergericht berufen wurde. Bei der Gründung des Volksgerichtshofes wurde ihm am 16. Juli d. J. die Leitung dieses Gerichtes übertragen, bei dem er zugleich auch den Vorsitz im Ersten Senat führte.

Prof. Dr. Oskar Berger gestorben

Auf seinem Ruhesitz in Mühlhausen in Thüringen ist jetzt plötzlich der frühere 1. Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Professor Dr. Oskar Berger, im Alter von 72 Jahren gestorben. In zehn langen Jahren hat er die Geschicke der Deutschen Turnerschaft geleitet und sich große Verdienste um das deutsche Turnen erworben. Das war umso schwieriger, als die Not der Zeit, namentlich auf wirtschaftlichem Gebiet, recht groß war. Ihm verdankt es die Deutsche Turnerschaft, daß sie damals alle Schwierigkeiten überwinden konnte.

Eingriffe der Innungen

in die Preiswirtschaft verboten

Der Reichshandwerksführer hat an alle Obermeister der Handwerker-Pflichtinnungen eine Anordnung über Eingriffe in die Preiswirtschaft erlassen. Darin wird, wie das NDZ. meldet, ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die neugebildeten Pflichtinnungen und deren Führer alle Maßnahmen zu unterlassen haben, die den Anordnungen der Reichsregierung auf dem Gebiete der Preiswirtschaft widersprechen.

Nachdrücklichst betont der Reichshandwerksführer, daß es verboten ist, Mindestpreise, Höchstpreise oder Preisrichtlinien den Innungsmitgliedern direkt oder indirekt zur Innehaltung solcher Preisbindungen zu veranlassen. Der Innungsvorstand habe nicht das Recht, durch Anordnungen in die freie Willensbestimmung des einzelnen Betriebes bezüglich der Preisgestaltung einzugreifen. Wo Innungsmitglieder sich unlautere Preisunterbietungen zuschulden kommen lassen, die durch Verletzung ihrer öffentlichrechtlichen oder privaten Verpflichtungen oder durch Qualitätsbetrug ermöglicht werden, sind die bei den Handwerkskammern eingerichteten Ehrengerichte und die ordentlichen Gerichte zur Entscheidung berufen. Unberührt von diesem Verbot bleibt die Aufgabe der Innungen in den Fragen der Schulung der Mitglieder. Es ist nach wie vor gestattet, Kalkulationskurse und Kalkulationslehre durch die Innungen erteilen zu lassen. Es ist jedoch unzulässig, gedruckte Musterbeispiele und Kalkulationsformulare herauszugeben, die den Charakter von Preislisten haben könnten. Ebenso gehört es nach wie vor zu den Pflichten der Innungsobermeister, vornehmlich in den Zweigen des Baugewerbes, bei der Regelung des öffentlichen Vergebungswesens mitzuwirken und die Baubehörden bei der Vergebung zu beraten und zu unterstützen.

Für beschränkten Warenaustausch

Bedeutsame Erklärungen des Außenministers der Vereinigten Staaten

Der amerikanische Außenminister Hull hat sehr bedeutsame Erläuterungen zu seinen bisherigen Erklärungen über die gegenwärtige Handelspolitik der Vereinigten Staaten gegeben.

Er betonte in einer Pressekonferenz, daß er grundsätzlich für jede Förderung des Außenhandels mit Deutschland oder irgendeinem anderen fremden Lande eintrete und daß man zu diesem Zweck neben anderen Mitteln auch den Austausch von Ware gegen Ware sehr wohl benutzen könne. Nur dürfe sich der Handel darauf nicht beschränken, weil ein ausschließlicher Warenaustausch den Welthandel verkleinern würde, anstatt zu vergrößern.

Außenminister Hull machte in diesem Zusammenhange ganz spontan die wichtige Feststellung, daß er als eine dieser abzubauenden Handelsschranken auch den Boykott ansehe. Er betonte, daß er den Boykott als unklug und schädlich verwerfe.

Nahrungsmittelmangel in Rome

Während von Seattle und San Francisco Schiffe mit Lebensmitteln und Baumaterial abgesandt werden, muß sich die hiesige Einwohnerschaft mit den bescheidensten Nahrungsmittelmengen begnügen, bis die ersten Proviantsendungen eintreffen. Die Medizinvorräte waren bereits Dienstagnacht erschöpft. Die Bevölkerung sucht größtenteils in halbverbrannten Gebäuden Unterschlupf, da die Temperatur nachts bereits auf den Gefrierpunkt herabsinkt. Der Gesamtschaden wird mit 3 Millionen Dollar beziffert.

Straßenbahnen erhalten Rückstrahler

Stopplichter und Richtungsanzeiger

Der Reichsverband deutscher Verkehrsverwaltungen ist im Einvernehmen mit dem Deutschen Gemeindetag mit der Erprobung von Maßnahmen beschäftigt, die den Wünschen der Reichsstraßenverkehrsordnung genügen und andererseits die Verkehrsbetriebe nicht unnötig finanziell belasten. Es handelt sich dabei namentlich um die Frage des Abwinkens der Straßenbahnen. Die zuständige Fachgruppe des Reichsverbandes hat, wie das NDZ meldet, zunächst beschlossen, folgende Maßnahmen bei den Straßenbahnen Deutschlands durchzuführen:

Alle Straßenbahnwagen und Anhänger erhalten mit sofortiger Wirkung Rückstrahler. Bis zum 30. September 1935 sollen ferner an allen diesen Wagen auch Stopplichter angebracht werden. Bis zum 30. September 1937 sollen schließlich Maßnahmen getroffen werden, um die Richtungsänderung bei Straßenbahnen durch Einführung von ortsfesten Richtungsanzeigern anzuzeigen.

Melancholie in Paris

Nach Sowjetrußlands Aufnahme in den Völkerbund

Die Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund löst namentlich in Paris eine Reihe von Pressebetrachtungen aus, in denen der krampfhafte Versuch gemacht wird, die Bemühungen Barthous nicht als eine moralische Rechtfertigung des Sowjetregimes, sondern als eine politische Notwendigkeit hinzustellen, der Großstaaten, wie Frankreich, Rechnung zu tragen hätten. Man merkt deutlich, daß die Ausführungen des Bundespräsidenten Motta ihre Wirkung nicht verfehlt haben, und deshalb klingt aus den Betrachtungen der Presse ein gewisser Unterton der Melancholie und — man kann beinahe sagen — der leisen Furcht vor der Verantwortung durch, die Frankreich als treibende Kraft des Genfer Manövers auf sich geladen hat. Bezeichnend ist, daß der „Temps" schon heute die Verantwortung für etwaige böse Folgen auch auf England und Italien zu verteilen sucht.

Litwinows Völkerbundsrede

Litwinow war in einem hellgrauen Anzug erschienen. Er sprach, wie immer, schnell und überstürzt, in vielfach unverständlichem Englisch. Schon deshalb konnten seine Worte keine rechte rednerische Wirkung haben. Litwinow machte den Versuch, der kritischen Stimmung der Verhandlung durch eine Darstellung der Lage in Sowjetrußland entgegenzutreten, die aber zweifellos scharfem Widerspruch begegnen wird. So behauptete er, daß sich die Rassen und Völker in der Räteunion frei entwickeln und ihrer Kultur gemäß leben könnten. Der russische Außenkommissar betonte, daß die Voraussetzungen für Rußlands Mitarbeit und Zusammenarbeit mit den anderen Staaten in Genf der Grundsatz der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates sein müsse. Sowjetrußland werde auch in Zukunft auf keine seiner Besonderheiten verzichten. Litwinow suchte dann der Versammlung klar zu machen, daß Rußland schon seit Jahren mitten in der internationalen Zusammenarbeit stehe und in Genf kein Neuling sei. Auch im weiteren Verlauf seiner Rede sprach Litwinow von Rußlands Arbeit für den Frieden und den Möglichkeiten, die die Mitwirkung der Sowjetunion im Völkerbund seiner Meinung nach eröffneten.

Dann fiel das Wort „Krieg". Jetzt sei der Krieg die Gefahr von heute. Jeder Staat müsse wissen, daß ein Krieg nicht mehr örtlich begrenzt werden könne und daß auch die neutralen Staaten schwer unter ihm leiden würden. Freilich kenne niemand so gut wie er die Grenzen, die der Friedenssicherung des Völkerbundes gesteckt seien.

Nur ganz wenige Delegationen hielten bis zum Schluß auf ihren Plätzen aus, so daß die russische Delegation schließlich fast allein zwischen leeren Bänken saß. Sobald die Uebersetzung beendet war, schloß der Präsident die Sitzung.

Schaurige Entdeckung

Der einsame Tote an der Südwand der Scharnitzspitze

Bei einer Klettertour auf die Südwand der Scharnitzspitze im Wetterstein-Gebirge machte ein österreichisches Geschwisterpaar eine schaurige Entdeckung. Auf einer kaum sitzflächengroßen Steinplatte stand, zur Wand gekehrt, ein Mann, der tot war. Seine mageren Hände krampften sich um einen Mauerhaken, im Haken hing ein Seilstück, das den Körper an der Wand hielt. Keine äußere Verletzung war an der noch nicht entstellten Leiche zu sehen. Das völlig eingefallene Gesicht ließ auf einen Tod durch Erschöpfung schließen. Die Geschwister verständigten sofort die Behörden. Darauf wurde der Tote geborgen. Es handelt sich um einen Münchener Studenten. Die Ursache des Todes ist bis heute unbekannt. Nach Ansicht der Aerzte ist — wie das „Garmisch-Partenkirchener Tagblatt" meldet — der Mann langsam verhungert und schließlich an Entkräftung gestorben. Der Tod dürfte am Tage vor Auffindung der Leiche eingetreten sein.

Der rote Hahn wütet

Dachstuhlbrand in Berlin

Im Dachstuhl des Verlagsgebäudes des „Völkischen Beobachters" in Berlin entstand Mittwochnachmittag ein Brand, der an Aktenbeständen und Archivmaterial reiche Nahrung fand. Die Ursache des Schadenfeuers konnte noch nicht festgestellt werden. Da sich der Brand auf den Dachstuhl und Teile des linken Seitenflügels beschränkte, hat der Betrieb der Druckereien und der Schriftleitung keinerlei Störung erlitten.

Anordnung des Verbandsschwimmwartes

Verbands-Schwimmwart Brewitz erläßt im amtlichen Organ des DSV „Der Schwimmer" folgende Anordnung: Mit Rücksicht auf die im nächsten Jahr zu erwartenden besonderen Aufgaben, insbesondere auch auf die zahlreichen Ländertreffen werden die Termine für die Bezirks- und Gaufeste 1935 schon jetzt wie folgt festgesetzt: Bezirksfeste: 16. Juni; Gaufeste: 14. Juli. Diese Termine sind unter allen Umständen einzuhalten. Die genannten Sonntage bleiben für Veranstaltungen anderer Art gesperrt.

Aus Westdeutschland

Das Kuckucksei der Schmuggler

Münster. Ganz früh standen plötzlich drei Fremde in der Küche des Landwirts Westhaus in Bocholt. Die Frau hatte die Fremden in der Küche rumoren hören und weckte schnell ihren noch schlafenden Mann. Westhaus sprang eilig in die Küche und fand dort drei große Packen vor, die Tabak enthielten. Daneben standen drei Fremde, die er in der Dunkelheit nicht erkannte. Diese baten um die Erlaubnis, ihre Packen im Hause für einige Zeit stehenlassen zu dürfen, und als Westhaus sich zunächst weigerte, boten sie ihm eine schöne Summe als Belohnung. Das zog und Westhaus willigte ein.

Am anderen Tage begannen die Fremden mit dem Abtransport; ehe aber der Rest verschwunden war, waren die Zollbeamten zur Stelle und beschlagnahmten das noch Vorhandene. Damit war die Lage für Westhaus übel geworden; denn er war der erste, der von der Zollbehörde zur Verantwortung gezogen wurde und er gab an, daß er von den Schmugglern nur zwei gekannt habe, Anton Uebbing und Heitkamp. Beide wurden von den Zollbeamten gestellt; sie leugneten und als man nun wieder Westhaus fragte, da versagte auch dessen Gedächtnis. Er erklärte, daß er als alter Mann sich nicht die Knochen kaputt schlagen lassen wolle. Die Schmuggler, die ihm das Kuckucksei in die Wohnung brachten, habe er nicht gekannt.

Das Gericht in Münster gab sich nicht damit zufrieden. Westhaus selbst tauschte das Versprechen einer guten Belohnung gegen eine Strafe von 40 000 RM und einen Monat Gefängnis ein, weil Bandenschmuggel festgestellt wurde. Uebbing und Heitkamp erhielten die gleiche Geldstrafe, dazu aber noch zwei bezw. sechs Monate Gefängnis.

Einbrecherbande Hölscher und Genossen

auf der Anklagebank

Osnabrück. Vor dem Osnabrücker Schwurgericht begann jetzt der über mehrere Tage sich erstreckende Prozeß gegen die 13köpfige Einbrecherbande Hölscher und Genossen, die auf ihren Diebesfahrten ganz Nordwestdeutschland heimsuchten. Die Verbrecherbande suchte vornehmlich ländliche Gegenden heim und bevorzugte bei ihren Raubzügen insbesondere Lebensmittel aller Art, die nach dem Ruhrgebiet verschoben wurden. Die Diebesbande scheute sich aber auch nicht, alle anderen Gegenstände, die nicht niet- und nagelfest waren, mitzunehmen. Für ihre Raubzüge benutzten die Einbrecher entliehene und gestohlene Kraftwagen, mit deren Hilfe sie ihr Tätigkeitsfeld bedeutend erweitern konnten. Während der Verhandlungsdauer werden die Angeklagten von einem starken Polizeiaufgebot bewacht.

Wohnhaus durch Blitz eingeäschert

Soest. Bei dem heftigen Gewitter, das am Dienstagnachmittag über Soest niederging, wurde das Wohnhaus des Händlers Kipp vom Blitz getroffen und vollständig eingeäschert. Vieh und Hausgerät aus dem unteren Stockwerk konnten gerettet werden, während die Einrichtungen des oberen Stockwerks sowie eine große Obstmenge mitverbrannten.

Mensch in Flammen

Herford. Ein von einem Motorsportfest nachts heimkehrender SA.-Mann fuhr infolge von Dunkelheit und Nebel in der Nähe der Wirtschaft „Wilhelmshöhe" auf der Bünder Straße in den Straßengraben. Ein auf dem Soziussitz mitfahrendes junges Mädchen wurde auf die Straße geschleudert, kam jedoch ohne schwere Verletzungen davon. Durch den Sturz geriet die Maschine in Brand und auch die Kleidung des Fahrers fing Feuer, so daß er bald einer Feuersäule glich. Der Unglückliche brach alsbald zusammen. Durch den Feuerschein war jedoch ein in der Nähe weilender Radfahrer aufmerksam geworden, eilte herbei und riß dem Verunglückten die brennenden Kleider vom Leibe. Mit schweren Brandwunden wurde der Motorführer ins Herforder Krankenhaus gebracht.

Schiller-Woche im Ruhrgebiet

Bochum. In der Zeit vom 13. bis 21. Oktober 1934 wird an den Theatern in Bochum und Duisburg eine Schiller-Woche veranstaltet zu Ehren Schillers aus Anlaß der 175. Wiederkehr seines Geburtstages. Diese gemeinsam von der Goethe-Gesellschaft in Weimar, dem Schwäbischen Schiller-Verein Stuttgart-Marbach und den Städten Bochum und Duisburg durchgeführte Schiller-Woche soll in künstlerischer Darstellung und wissenschaftlicher Forschung den großen Dramatiker Schiller zu lebendiger Wirkung bringen. Ueber die Durchführung dieser Schiller-Woche wurde im Rathaus zu Bochum in einer unter Leitung des Stadtrats Stumpf stattgefundenen Pressebesprechung Näheres mitgeteilt. Die Stadt Duisburg hatte zu dieser Besprechung ihren Kunstdezernenten entsandt. Seitens des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda ist diese Woche mit dem Ehrentitel „Deutsche Schiller-Woche" ausgezeichnet worden. Wie der Leiter der Besprechung ausführte, ist diese „Deutsche Schiller-Woche" im Ruhrgebiet gedacht als Ehrung Schillers. Intendant Dr. Saladin-Schmidt berichtete eingehend über die künstlerische, dramaturgische und technische Durchführung der „Deutschen Schiller-Woche".

An neun aufeinanderfolgenden Tagen in der angegebenen Zeit wird das gesamte dramaturgische Werk Schillers von den „Räubern" bis zum „Wilhelm Tell" in den beiden Häusern der Theatergemeinschaft Bochum-Duisburg aufgeführt werden. Die Aufführungen sollen durch wissenschaftliche Vorträge namhafter Schiller-Forscher ergänzt werden. Als Sonderveranstaltung findet im Rahmen der Woche eine Konzertveranstaltung statt, die Beethovens 9. Symphonie und Rezitationen Ludwig Wüllners bietet. An dem Theater in Bochum werden in der Zeit vom 13. bis 17. Oktober gegeben: „Die Räuber", „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua", „Kabale und Liebe", „Don Carlos" u. „Wallenstein", in Duisburg vom 18. bis 21. Oktober die übrigen Werke Schillers „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Die Braut von Messina" und „Wilhelm Tell". Letztere Veranstaltungen der Woche werden im Bochumer Theater nachgeholt, während die Bochumer Aufführungen im Duisburger Theater schon zu Anfang Oktober gegeben werden.

Sprung aus dem fahrenden Zug

Bielefeld. In Ubbedissen sprang ein etwa 25jähriges Mädchen aus einem von Detmold kommenden Personenzug. Das Mädchen wollte in Ubbedissen aussteigen. Als es gewahrte, daß der Zug in der Station keinen Aufenthalt hatte, wagte es den Sprung aus dem Zuge. Dabei erlitt es eine Gehirnerschütterung und Verletzungen am Oberschenkel.

Kind tödlich verbrüht

Ahlen. In tiefe Trauer wurde eine Kötterfamilie in der Bauerschaft Westhausen durch einen tragischen Unglücksfall versetzt; dem das dreijährige Kind zum Opfer fiel. Während die Mutter in der Waschküche wusch, fiel das Kind in einen mit heißem Wasser gefüllten Kessel. Das bedauernswerte Kind erlitt so schwere Verletzungen, daß es bald darauf im Krankenhause starb.

Tod im Dienst

Rösrath. Auf dem Bahnhof in Rösrath kam der Zugführer Christian Bützler von Kalk-Nord auf tragische Weise zu Tode. Bützler war mit dem Personenzug von Köln in Rösrath eingetroffen und stieg auf der dem Bahnsteig entgegengesetzten Seite aus dem Zuge aus. Er überstieg dann das Trennungsgitter zum zweiten Gleis und wurde dabei von einem einfahrenden Personenzuge erfaßt und überfahren. Der Tod trat auf der Stelle ein.

Tagung der westdeutschen Kraftomnibus-Besitzer in Bad Neuenahr

Bad Neuenahr. Am 20., 21. und 22. September findet in Bad Neuenahr eine große Kundgebung des rheinisch-westfälischen Kraftomnibus-Gewerbes statt. Der Führer des Reichsverbandes des Kraftfahrgewerbes, Präsident Strebel-München, wird an der Kundgebung teilnehmen und über die Verhältnisse im Gewerbe und die Maßnahmen zu seiner Gesundung sprechen.

Arbeit für 500 kaufmännische ältere Angestellte

Bochum. Die Deutsche Arbeitsfront Westfalen-Süd hat für die Zeit vor Weihnachten im Rahmen der Arbeitsbeschaffung für einen Masseneinsatz an älteren kaufmännischen Angestellten, zumeist Familienväter, gesorgt. Im Rahmen dieser Maßnahmen werden 500 Bochumer Männer damit beschäftigt, für die Deutsche Arbeitsfront eine Kartei von viermal 1,5 Millionen Personalkarten anzulegen, aus der danach eine Stammkartei erstellt werden soll. Es wird in drei Schichten gearbeitet. Diese Arbeitsbeschaffungsmaßnahme bedeutet eine wesentliche Entlastung der Erwerbslosen- und Unterstützungskasse und stellt eine großzügige Maßnahme zur Beschäftigung der älteren kaufmännischen Angestellten dar.

Schwere Strafen für Fahrradmarder

Bochum. Die Große Strafkammer in Bochum verurteilte den 31jährigen Breitländer aus Witten, der bereits fünfmal wegen Fahrraddiebstahls, zuletzt noch mit 1½ Jahren Gefängnis, bestraft wurde, wegen erneuten Fahrraddiebstahls zu zwei Jahren Zuchthaus, Ehrverlust und Polizeiaufsicht. Der Angeklagte wurde dabei abgefaßt, als er sich in Witten vor einem öffentlichen Gebäude ein Fahrrad aneignete. In der Urteilsbegründung erklärte das Gericht, das Fahrraddiebe in Zukunft schwere Strafen zu erwarten haben.

Sorbrecher an der Jugend

Bochum. Die Große Strafkammer verurteilte den jungen August Gertenbach aus Bochum-Langendreer wegen gröblicher Sittlichkeitsverstöße in mehreren Fällen zu drei Jahren Zuchthaus und zu Ehrverlust. Nach den Feststellungen der Beweisaufnahme, die hinter verschlossenen Türen erfolgte, und nach dem Geständnis des Angeklagten hat dieser sich an jungen Schulknaben, die seiner Obhut in einem Langendreerer Krankenhause anvertraut waren, in schmählicher Weise sittlich vergangen.

Vom Feuerwehrauto erfaßt

Mülheim (Ruhr). An der Ecke Schloß- und Hindenburgstraße wurde der Kaufmann Wilhelm Stockfisch, als er die Straße überqueren wollte, um in die Straßenbahn zu steigen, von einem Feuerwehrauto überfahren. Der Unglückliche hatte anscheinend das Feuerwehrauto nicht gesehen, wurde von dem Wagen erfaßt und mit Wucht auf den Bürgersteig geschleudert. Besinnungslos und mit schweren Kopfverletzungen wurde er in das Krankenhaus gebracht. An seinem Aufkommen wird gezweifelt. Die Frau des Verletzten, die an der gleichen Stelle stand, wurde nur leicht verletzt.

Aufklärung eines Raubüberfalles

Oberhausen. Der Raubüberfall auf den Styrumer Gastwirt Blum, der unter dramatischen Umständen vor einiger Zeit verübt wurde und bei dem den Burschen 800 Mark in Sach- und Geldwerten in die Hände fielen, ist dank der zielsicheren Arbeit der Polizei nunmehr aufgeklärt worden. Bei den Einbrechern handelt es sich um Burschen, die ihr Handwerk berufsmäßig ausübten und die jetzt in Gladbach-Rheydt festgenommen werden konnten. Die Art der Durchführung des Raubüberfalls läßt darauf schließen, daß die Einbrecher mit den Oertlichkeiten genau vertraut waren.

Der Hecht war stärker

Des Anglers Freude und Pech

Düsseldorf. Schon seit Tagen hatte am Rhein ein Angler Jagd auf einen schweren Hecht gemacht. Endlich hatte er das Glück, den Fisch an die Angel zu bekommen. Vor Freude und Eifer wurde aber der gute Mann etwas zappelig, er rutschte auf den glatten Steinen aus und stürzte ins Wasser. Zum Glück weilten mehrere Arbeiter in der Nähe, die auf die Hilferufe herbeieilten und den Angler in Sicherheit brachten. Die Angelrute hatte der vom Pech Verfolgte beim Sturz ins kühle Naß losgelassen; sie trieb ab und mit ihr der Hecht. Als den Rettern die näheren Umstände klar wurden, konnten sie ein Lächeln nicht unterdrücken. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Nach 19 Vorstrafen in Sicherungsverwahrung

Krefeld. Gegen den 48jährigen R. aus Krefeld ordnete das hiesige Schöffengericht in seiner heutigen Sitzung Sicherungsverwahrung an, weil der Angeklagte als gemeingefährlicher Gewohnheitsverbrecher trotz 19 Vorstrafen bisher nicht gezeigt hat, daß er bestrebt sei, sich zu bessern. Der Verurteilte suchte den Grund für seine Taten in seinem unglücklichen Eheleben und in längerer Erwerbslosigkeit zu begründen. Der Staatsanwalt geißelte in scharfen Worten die Vergehen des Angeklagten, dem bereits 1928 eine letztmalige Warnung zugegangen sei, doch mit dem Erfolg, daß der Angeklagte nach dieser Zeit noch sechsmal strafbar wurde. Es ginge nicht an, daß er seine ganzen Straftaten seiner Notlage zuschreibe, da Arbeitslosigkeit kein Freibrief für verbrecherische Taten sei. Das Gericht erkannte auf obigen Beschluß.

Immer wieder die alte Geschichte — Spielendes Kind auf der Straße überfahren

Köln. Am Nachmittag gegen 16 Uhr wurde auf dem Gottesweg eine 7jährige Schülerin von einem Personenkraftwagen überfahren. Sie erlitt dabei innere Verletzungen und starb in der Lindenburg. Das Mädchen hatte mit anderen Kindern auf dem Bürgersteig gespielt und war dann auf den Fahrdamm gelaufen, wo es unter das Auto geriet.

Vom Blitz getroffen

Köln. In der Randsiedlung Köln-Volkshofen wurde während eines Gewitters ein Arbeiter an seiner Arbeitsstelle vom Blitz getroffen. Ein hinzugezogener Arzt hatte Wiederbelebungsversuche angestellt, die aber leider erfolglos blieben.

Eine 22jährige „Musik-Interessentin" als Betrügerin entlarvt

Köln. Ein 22jähriges Mädchen aus Friesheim bei Euskirchen, das sich seit längerer Zeit in Köln herumtrieb, ohne hier eine Wohnung zu haben, wurde von der Polizei festgenommen. Die Verhaftete sprach bei Musikpädagogen zwecks Erteilung von Musikunterricht vor und gab sich unter dem Namen Breuer, Braun u. a. m. als Tochter wohlhabender Eltern aus. Sie schloß mit den Lehrern auch Verträge ab und erklärte sich sogar bereit, das erste Monatshonorar im Voraus zu zahlen. Beim Oeffnen der Handtasche entdeckte sie dann, daß sie kein Geld eingesteckt hatte und verstand es nun, unter irgendeinem Vorwand den Musikpädagogen Beträge in Höhe von 6 bis 50 Mark abzuschwindeln, womit sie dann für immer verschwand.

10 000 Personen besuchten die Kölner Herbstmesse

Köln. Die diesjährige Kölner Herbstmesse, die am Dienstagabend zu Ende ging, wurde von 10 000 Personen besucht und muß demnach als ein großer Erfolg hingestellt werden, denn im Vorjahre zählte man nur 5000 Besucher. Wie die Messeleitung mitteilt, erklärten alle Aussteller ohne Ausnahme, gute Geschäfte gemacht zu haben. Viele konnten sogar einen größeren Absatz als auf der Leipziger Messe erzielen. Auch die Funkausstellung konnte bis Dienstagmittag schon einen Besuch von 11 000 Personen verzeichnen.

Zum Stellenwechsel im Herbst

Die Anzeigenannahme für das bekannte Familienblatt

Daheim

(über ganz Deutschland und angrenzende Gebiete verbreitet) befindet sich in unserer

Geschäftsstelle, Mengede, am Markt.

Das Publikum hat nur nötig, die Stellen-Anzeigen für den Personal-Anzeiger des „Daheim" bei uns abzugeben und die Gebühren (kein Aufschlag) zu entrichten. Die Expedition erfolgt prompt und vertraulich.

Dortmund-Mengeder Lokal-Anzeiger.

§ Deutsche Rechts-Fibel

Das große Selbstunterrichts- und Nachschlagewerk für das gesamte deutsche Reichsrecht. 4 Wochen lang jede Woche ein Probeheft kostenlos erhalten Sie, wenn Sie Ihre Anschrift einsenden an den und das Inserat einsenden an den

Rudolf Lorentz Verlag, Charlottenburg 9

Bitte Anschrift deutlich!

Vereins-Drucksachen

Plakate, Eintrittskarten, Programme, Festschriften, Einladungen, Mitgliedskarten und Satzungen liefert schnell und billig die

Buchdruckerei E. Arnold,

Mengede am Markt — Ruf 11396

Zweites Blatt zum Dortmund-Mengeder Lokal-Anzeiger

Nr. 113. Donnerstag, den 20. September 1934. 15. Jahrgang.

Mengede und Umgebung

(Nachdruck unserer Originalberichte ist ganz oder auch im Auszug verboten.)

Dortmund-Mengede, 20. September 1934.

Uebungsplan

der freiwilligen Feuerwehren Mengede, Adolf von Hansemann, Groppenbruch, Schwieringhausen und Nette anläßlich der Feuerschutzwoche am 20. September 1934 um 18 Uhr auf dem Marktplatz in Mengede.

1. Schulexerzieren.

Die Freiwillige Feuerwehr Mengede zeigt schulmäßiges Hakenleiterexerzieren am Turm, Adolf von Hansemann Freiübungen und Fußdienst, Groppenbruch, Schwieringhausen und Nette Uebungen an ihren Feuerlöschgeräten.

Anschließend gehen die Wehren in ihre Bereitschaftsstellungen zurück.

2. Angriffsübung.

Durch Abwurf von Brand- und Gasbomben auf den Saalbau ist ein Großfeuer ausgebrochen.

Die Freiwilligen Feuerwehren Mengede und Adolf von Hansemann werden durch Sirene sofort alarmiert und treffen gleichzeitig an der Brandstelle ein.

Mengede bekämpft zunächst allein das Feuer, da Adolf v. Hansemann mit Gasmasken und Sauerstoff-Kreislaufgeräten den Rettungsdienst übernehmen muß.

Nachdem festgestellt wurde, daß der Brand eine große Gefahr für das ganze Gebäude darstellt, werden die Freiwilligen Wehren Groppenbruch, Schwieringhausen und Nette ebenfalls zum Löschen herangezogen.

Da durch die große Inanspruchnahme der Wasserleitung das Löschwasser knapp zu werden droht, wird die Handdruckspritze der Groppenbrucher Wehr an dem Brunnen nordöstlich des Marktplatzes in Stellung gebracht, die das Löschwasser der Handdruckspritze Schwieringhausen zuleitet und von dieser zur Bekämpfung des Brandes benutzt wird.

Die Wehr Nette entnimmt ihr Löschwasser aus dem Hydrant südwestlich des Marktes.

3. Platzkonzert.

Ab 17,30 Uhr findet ein Platzkonzert auf dem Marktplatz statt. Dasselbe wird ausgeführt von der Feuerwehrkapelle Mengede.

---

* **Die Zeltmission in Mengede** hat einen erfreulichen Anfang genommen. Ist ja auch schon rein äußerlich und dekorativ das Zelt sehenswert. Gleich beim Eintritt leuchten dem Besucher in großen Buchstaben die Worte entgegen: „Jesus lebt, Jesus siegt." Im Zelt verteilt hängen schöne Paramente mit klugen Bibelworten. Das Podium ist schön geschmückt mit Lebensbäumen und Blumen, die die Gärtnerei Kümper erfreulicher Weise zur Verfügung gestellt hat. Der Vortrag von Montag abend war umrahmt von Gesängen des Mengeder Frauenchores und dem Gesang der beiden Zeltbauer und des Zeltevangelisten: Nimmermehr, niemals entsage ich meinem Bibelbuch. Hat Christus noch Bedeutung für die Gegenwart? In diesem Vortrag zeigte der Zeltevangelist und Reichssekretär des Jugendbundes Otto, wie auch heute noch wie zu allen Zeiten die Frage brennend ist: „Was dünkt dich um Christus" und auch das deutsche Volk kann an dieser Frage nicht vorübergehen. Es darf nicht bei Menschenmeinungen stehen bleiben, sondern muß das suchen, was Gott sagt, damit ihm Christus zum Erlebnis werden kann. — Am Dienstag abend legte Herr Reichssekretär Otto seinem Vortrag „Unser Glaube an das ewige Leben" das Wort zu Grunde: „Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das ewige Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm". Der Redner machte klar, daß das ewige Leben nicht erst nach dem Tode beginnt, sondern schon hier in diesem Leben. — Der Posaunenchor und der Frauenchor Oestrich halten den Abend in würdiger Weise zu verschönern.

* **Mengeder Wochenmarkt.** Der gestrige Wochenmarkt war äußerst schwach besucht und dementsprechend waren auch die getätigten Käufe minimal. Das Angebot war wie immer reichhaltig. Es wurden folgende Preise notiert: Birnen 6—10, Aepfel 5—15, Weintrauben 20—28, dicke blaue 45, Pfirsiche 12, Pflaumen 12—18, Preißelbeeren 20, Bananen 20, Tomaten 5—6, Zitronen 7 Pfennig; Rotkohl 6—8, Weißkohl 5—6, Wirsing 10, Blumenkohl 15 bis 40, rote Beeten 8, Möhren 5, Zwiebeln 10, Gurken 5, Wachsbohnen 20, Stangenbohnen 20, Salat 2 Köpfe 15, Stielmus Bund 5, Spinat 5, Porree 3 Stangen 10, Kartoffeln 5 Pfg.; Backschellfisch 25, Angelschellfisch 40, Kabeljau 30, Rotbarsch 30, Scholle 30, Heilbutt 50, Tarbutt 50, Filet 40, Stör 50, grüne Heringe 15, Bücklinge 30 Pfennig, Heringe 16—30 Stück 1 Mark. Eier wurden 11—12 Stück für 1 Mark gehandelt. Landbutter kostete 1,40 Mark, Molkereibutter 1,50 Mark.

* **Sportveranstaltung und Gautreffen des Bundes Deutscher Mädel.** Es wird uns geschrieben: In allen BDM.-Gauen Deutschlands werden am 23. September Sportveranstaltungen durchgeführt. Der BDM. will beweisen, daß er mithilft an der Neugestaltung des deutschen Menschen. Stark und widerstandsfähig soll er sein! Sport im BDM. ist nicht Selbstzweck, sondern Verpflichtung gegenüber uns selbst, Verpflichtung gegenüber der Zukunft. Sie fordert den körperlich und geistig gesunden, leistungsfähigen Menschen. Der Gau Industriegebiet des BDM. veranstaltet sein Sportfest in der Kampfbahn „Rote Erde" in Dortmund. Nahezu 10 000 Mädel marschieren auf! 900 Mädel turnen! Schon am Sonnabendnachmittag kommen die Turnerinnen und Volkstänzerinnen zur Generalprobe nach Dortmund. (Die Mengeder Mädel fahren um 14,32 Uhr ab Mengede. Die übrigen Teilnehmer fahren Sonntag morgen, worüber noch näherer Bescheid gegeben wird.) Für Unterkunft ist bei Dortmunder BDM.-Mädeln gesorgt. Am Sonntagmorgen treffen in Dortmund Sonderzüge aus allen Richtungen des Gaues Industriegebiet ein. Die Straßen zur Kampfbahn werden sich füllen und widerhallen von dem Schritt zielbewußter, junger Menschen. Tausende von BDM.-Mädeln erleben die Turnvorführungen ihrer Kameradinnen. Und Ihr, Volksgenossen, Ihr sollt Euch überzeugen von der Erziehungs- und Körperertüchtigungsarbeit, die im Bund Deutscher Mädel geleistet wird. Ihr sollt sehen, was Eure Mädel können! Am Vormittag des 23. September beginnt die Kundgebung. Wimpelträgerinnen, Turnerinnen und Volkstanzscharen marschieren in die Kampfbahn ein. Es sprechen unsere Gauführerin Ruth Encke und Gauleiter Staatsrat Wagner. Dann nehmen die Turnvorführungen der 900 Mädel ihren Anfang. Volkstänze, Lieder der Sing- und Spielscharen und Sprechchöre bringen Abwechselung. In der Mittagspause lagern wir in froher Gemeinschaft auf weiter Rasenfläche. Gegen 14,30 Uhr beginnt die Nachmittagsveranstaltung: Wettstreit der Sing-, Spiel- und Volkstanzscharen. Der 23. September soll klar und deutlich dem pflichtbewußten Wollen und der disziplinierten Haltung der Mädel des neuen Deutschlands Ausdruck verleihen. Der Führer fordert, daß auch für die Erziehung des Mädels im völkischen Staat das Hauptgewicht auf körperliche Ausbildung zu legen ist. Mädel, immer sind uns die Worte des Führers richtunggebend: „Der völkische Staat muß vor allem dafür sorgen, daß nicht eine Generation von Stubenhockern herangebildet wird".

* **Gegen Gerüchte über die Preisbildung für Kartoffeln!** Die Kreisamtsleitung der NS.-Volkswohlfahrt übersendet uns folgende Erklärung: In den ländlichen Gebieten Dortmunds ist es üblich, daß die Kartoffeln vom Felde weg sechzigerweise verkauft und von den Käufern selbst ausgemacht werden. In den letzten Tagen gehen nun Gerüchte um, daß die Landwirte pro Sechziger eine Abgabe von 5 Mark an den Staat, bezw. an die NS.-Volkswohlfahrt abführen müßten und deswegen höhere Preise als im Vorjahre für den Sechziger Kartoffelland notwendig seien. Wir stellen demgegenüber fest, daß diese Gerüchte jeder Grundlage entbehren. Die NS.-Volkswohlfahrt erhebt keinerlei Abgabe von der Landwirtschaft aus dem Verkauf von Kartoffeln. gez. Wegmann, Kreisamtsleiter der NS.-Volkswohlfahrt. gez. Petersmann, Kreisbauernführer.

* **Die Versammlung der Deutschen Arbeitsfront**, die für vergangenen Montag, abends 8 Uhr in den Westfalenhof einberufen war, mußte leider ausfallen. Der Ortsgruppenleiter, Pg. Drucks, gab bekannt, daß die Versammlung wegen Verhinderung des Redners am heutigen Abend etwa 14 Tage später stattfinde und zwar am Donnerstag, dem 4. Oktober. Bevor die Anwesenden auseinandergingen wurde ein dreifaches „Sieg Heil" auf den Führer ausgebracht.

Feuerschutz und häusliche Gaseinrichtungen.

Prüft eure Gasanlagen nach!

Gaseinrichtungen richtig angelegt, ordnungsgemäß instandgehalten und angewendet sind vollständig unschädlich und ungefährlich!

Für die richtige Anlage von Gaseinrichtungen hat jeder Haus- oder Wohnungsbesitzer volle Gewähr, wenn er diese Anlagen nur durch die vom Gaswerk zugelassenen Installateure ausführen läßt, deren Arbeit nach den technischen Vorschriften und Richtlinien des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern geprüft und erst dann, wenn sie in Ordnung befunden werden, zum Gebrauche freigegeben wird.

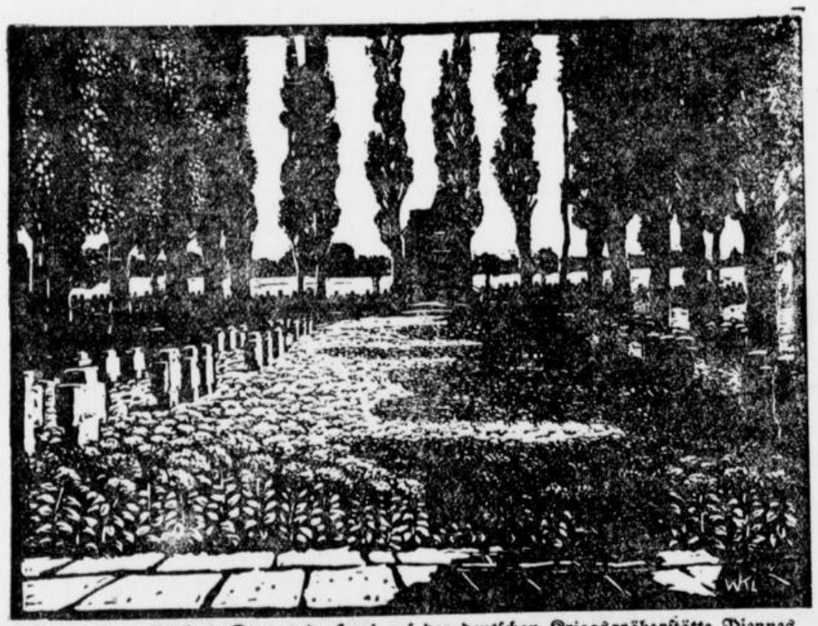
In der Feuerschutzwoche ist es Pflicht jedes Haus- oder Wohnungsbesitzers, seine Gaseinrichtungen zu untersuchen.

Wir geben hierzu nachstehende Fingerzeige:

1. Man schließe gewissenhaft alle Gashähne hinter dem Gasmesser und beobachte dann während 15 Minuten, ob das Zählwerk weiterläuft.
2. Ist dies der Fall, oder verspürt man Gasgeruch, so gehe man dem Geruch nach und bestreiche dort, wo man eine Gasausströmung vermutet, die Leitung und auch Gashähne mit Seifenwasser. Strömt Gas aus, so bilden sich Seifenblasen.
   Ableuchten mit Streichholz oder sonstigen Flammengeräten ist verboten!
3. Man prüfe insbesondere den Anschluß der Gasgeräte an die Gasleitungen! Wo nicht Ortsbeweglichkeit unbedingt erforderlich ist, wie z. B. bei Bügeleisen, sollte stets eine feste Rohrverbindung hergestellt werden und kein Schlauch Verwendung finden!
4. Sind Schläuche nicht zu vermeiden, so wähle man möglichst Metallschläuche, zum mindesten Gasschläuche mit genormten Schlauchtüllen, die gegen Abrutschen durch Klemmen, Schellen oder andere entsprechende Vorrichtungen gesichert sind.
5. Hat man noch Gasgeräte alter Konstruktion, so ersetze man sie, sobald es möglich ist, durch Gasgeräte mit gesicherten Hähnen, die nicht unbeabsichtigt geöffnet werden können. Man ergänze sie insbesondere durch moderne Gas-Wasserheizer mit Zündflammensicherung, die jeden Gasaustritt verhindert, auch wenn die Zündflamme aus irgendeinem Grunde erlischt, und die Gaszufuhr zum Gerät nur freigibt, wenn die Zündflamme brennt, und ferner durch Raumheizöfen und Gasbadeöfen, in deren Abzugsrohre eine Rückstromsicherung eingebaut ist, die gegen jegliche Gefahr (Erlöschen durch Windstoß oder Zurückströmen der Abgase) schützt.
6. Man ziehe, wo irgend Zweifel bestehen, das Gaswerk oder die zugelassenen Installateure zu Rate.
7. Schließlich sei nochmals an die zu treffenden Sicherheitsmaßnahmen bei Gasgeruch erinnert!

   Haupthahn am Gasmesser schließen!
   Fenster öffnen!
   Offenes Licht, Zigarren löschen!
   Dienststellen des Gaswerks oder Installateure anrufen!
   Vor dem Wiederöffnen des Haupthahnes am Gasmesser alle Hähne an Lampen und Koch- und Heizgeräten schließen!

Deutsche Kriegerfriedhöfe.



Ehrenraum mit altem Truppendenkmal auf der deutschen Kriegsgräberstätte Piennes, nordwestlich Metz, Frankreich. Ausgestaltet vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, e. V. Nach einem Linoleumschnitt von Professor Walter Klemm, Weimar.

Die September-Nr. der Zeitschrift Kriegsgräberfürsorge ist dem Gedenken des verstorbenen Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gewidmet. Getreu einer alten deutschen soldatischen Sitte, die Toten einer Schlacht in dem Boden zu bestatten, den sie sich mit ihrem Herzblut erkämpften, ruht unser Hindenburg im Tannenberg-Denkmal. Auch unsere tapferen Helden aus dem Weltkriege sind dort, wo sie ihr Leben für das Vaterland hingaben, zur letzten Ruhe gebettet worden. Die Stätten, auf denen deutsche Soldaten ruhen, sind deutsches Land, sind ein Stück deutscher Heimat. Der Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge hält auf diesen Stätten die Ehrenwache. Er hat bei ihrem Ausbau darauf gehalten, deutsch zu bauen, und deutsche Empfindung auch in die gärtnerische Gestaltung der Anlagen zu legen. Grüner Rasen, mit Klee und Wildblumen vermischt, überzieht einheitlich die Ruhestätten deutscher Soldaten. Kiefern und Pappeln, heute noch jung, werden in einigen Jahren die Ehrenstätten beschatten.

Die deutsche Kriegsgräberstätte Piennes, Patz unsere Ortsgruppe Oberhausen, mißt in der Breite etwa 60 und in der Länge etwa 77 Meter. 1027 deutsche Soldaten ruhen in Einzelgräbern und 190 Gefallene in zwei Kameradengräbern. Die Gefallenen gehörten den verschiedensten Waffengattungen der deutschen Feldarmee an. Der deutsche Kriegerfriedhof, von unseren Truppen angelegt, ist von dem französischen Gemeindefriedhof durch eine hohe Mauer getrennt. Zwischen den beiden Kameradengräbern ist ein Denkmal errichtet. Betreten kann man den deutschen Teil durch zwei Holztore, die sich zu beiden Seiten einer Halle befinden, welche auf dem französischen Friedhof steht. Unsere Truppen haben vor der Rückwand dieser Halle einen offenen, überdachten Raum als Ehrenhalle gebaut. Sie schufen auch die Grundlage für den heutigen Ehrenraum. Dichte Rosenhecken, aus wildwachsenden, schottischen Zaunrosen, die im Sommer andauernd blühen und herrlich duften, zieren den Friedhof Piennes.

Auch von den Kriegsgräberfahrten berichtet die Monatsschrift „Kriegsgräberfürsorge." Wer über die Arbeiten des Volkswohlbundes laufend unterrichtet sein will, der werde Leser der Zeitschrift gegen Zahlung eines Jahresbeitrages von 4 Reichsmark.

Aus der näheren Umgebung

* **1. Sportfest des Jungbannes 2/144 im Deutschen Jungvolk.** Am vergangenen Sonntag fand in Kirchlinde auf dem Sportplatz an der Bärenbruchstraße unter reger Beteiligung der örtlichen Bevölkerung das erste Sportfest des Jungbannes 2/144 statt. Aus den 22 Fähnlein des Jungbannes hatten sich je die beste Jungenschaft dieser Einheit zum Wettkampfe zusammengefunden; galt es doch, die beste Jungenschaft des Jungbannes festzustellen. Nach dem Einmarsch des Stammes Wikinger unter Vorantritt des Dorstfelder Spielmannszuges und nach Meldung der Teilnehmer an den Jungbannführer, begannen um 15 Uhr die Mannschaftswettkämpfe. Es wurden hier von den Pimpfen ganz erstaunliche Leistungen gezeigt. Sieger wurde die Marine-Jungenschaft des Stammes II Dellwig. Sie erzielte eine Punktzahl von 2830. Die Mannschaftswettkämpfe zeugten in jeder Hinsicht von dem Willen zu einer wahren Gemeinschaft. Vom ersten bis zum letzten Pimpf kämpfte jeder nicht für sich, sondern um die Ehre seiner Jungenschaft. Umrahmt wurden die Wettkämpfe von Einzelwettbewerben der Führer, wie 100-Meterlauf, Weitsprung, Keulenweit- und -zielwurf. Weiterhin fanden noch ein Fußballspiel (Stamm V gegen Stamm III 2:2) und ein Handballspiel (Stamm I gegen Stamm II 1:4) statt. Zum Schluß sprach Jungbannführer Hans Meßmacher zu seinen Pimpfen und gab mit gleichzeitiger Ehrung die Sieger bekannt. Möge das Sportfest noch lange in Erinnerung der Pimpfe bleiben und davon Zeugnis ablegen, daß auch der Sport bei uns in keiner Weise vernachlässigt wird.

Lokaler Sport

Handball

Mengede 1890 — Hörde 61 5:1.

Die Turner enttäuschten nach der angenehmen Seite. Hatte vorher niemand an einen Sieg geglaubt, so wurde man eines Besseren belehrt. Im Feldspiel waren die Hörder im Vorteil, doch war der Sturm nicht stark genug, die gute Abwehr der Mengeder zu durchbrechen. Mengede geht zuerst in Führung, doch kann Hörde bald ausgleichen. Bis zur Halbzeit ist Mengede dann noch einmal erfolgreich. Die zweite Hälfte sieht die Hörder meist im Angriff, doch kommen dabei keine Erfolge heraus. Mengede kann dagegen bis zum Schluß drei weitere Tore erzielen. Von den Gästen hatte man mehr erwartet. Bei den Mengedern gefiel die Abwehr gut. Im Sturm war der Mittelstürmer der treibende Mann.

Lütgendortmund — TuBV. Mengede 4:4.

Die Mengeder weilten Sonntag in Lütgendortmund und konnten dort gegen einen starken Gegner ein achtbares Unentschieden herausholen.

General Mitchells Angriffsplan

Flugzeug-, Kabinen-, Geräte-Fallschirme

Von Pilot E. K. Beltzig

Der schnellen Steigerung der Geschwindigkeiten folgt nun die Sorge um die „Sicherheit des Fliegens". Die Ingenieure des Flugwesens wenden ihre ganze Aufmerksamkeit immer mehr den Vorrichtungen zu, die eine größtmöglichste Sicherheit verbürgen. Hier steht an erster Stelle noch immer der Fallschirm, der „Rettungsring der Luft". Die Amerikaner machten als erste den Versuch, nicht nur einen Menschen, sondern gleich ein ganzes Flugzeug vom Fallschirm tragen zu lassen.

Die beiden bekannten amerikanischen Kriegsflieger Major Hoffmann und Kapitän Street erprobten den „Flugzeugfallschirm" schon vor Jahresfrist. In einer Höhe von 1500 Metern drosselten die beiden Flieger den Flugmotor auf die geringste der das ganze Flugzeug tragen sollte. Erst nach einem Sturz von über 800 Metern füllte sich der Fallschirm so weit, daß er die Fallgeschwindigkeit des Flugzeugs bis auf 4 Meter in der Sekunde abbremste. Die Maschine landete glatt.

Dieser Versuch lehrte, daß ein Flugzeug von mehr als 1000 Kilogramm Gewicht einen Fallschirm benötigt, dessen Verstauung wegen seiner Größe in der Maschine unmöglich ist.

Daher versuchten die amerikanischen Flieger eine andere Lösung zu erzielen. Sie bauten in ein großes Flugzeug eine Kabine ein, die durch einen Hebeldruck während des Fluges oder Sturzes der Maschine vom Flugzeugrumpf zu lösen war. Diese Kabine wurde mit einem eingebauten, großen Fallschirm versehen. Die Probe befriedigte vollkommen. Anderhalb Sekunden, nachdem der Pilot Geschwindigkeit und öffneten den Riesenfallschirm. den Löschebel zog, war die Kabine vom Flugzeug getrennt, und wieder 5 Sekunden später öffnete sich der Kabinenfallschirm.

Gewitzt durch die günstigen Erfahrungen mit den Fallschirmen, machen die amerikanischen und französischen Militärflieger in jedem Luftmanöver die verschiedensten Versuche, um Sprengtrupps im Rücken der feindlichen Armee auszusetzen. Gegen Ende des Krieges wurden solche Landungen praktisch durchgeführt. Im Oktober 1918 landete der französische Major Evrard mit einem Begleiter und vielem Sprengstoff, Proviant und Nachrichtengerät mittels Fallschirmen in den Ardennen im Rücken der deutschen Front. Kleinere Zerstörungen, die dem französischen Major gelangen, brachten dem Etappenkommando von Fumay starke Beunruhigungen.

Interessant sind die Pläne des damaligen Oberbefehlshabers der amerikanischen Luftstreitkräfte in Frankreich, Generals William Mitchell, die dieser kürzlich bekannt gab. Einen Monat vor dem Waffenstillstand plante der General einen großangelegten Luftangriff in dem Abschnitt von Ypern. Der Angriff wurde dann aber bis zum Frühjahr 1919 verschoben, weil die notwendigen Vorbereitungen eine so lange Dauer benötigten. Der Waffenstillstand ließ das Projekt, von dem sich die Amerikaner die unbedingte Entscheidung zu ihren Gunsten versprachen, nicht mehr zur Ausführung kommen.

General Mitchell sagt über diesen Plan, daß er einen Monat vor dem Waffenstillstand den Höchstkommandierenden der amerikanischen Truppen in Europa, den General Pershing, um Ueberlassung der ersten Division bat. Das Kommando sollte ihm im Februar 1919 anvertraut werden. Bis dahin wollte Mitchell jeden Mann der Division mit einem Fallschirm ausrüsten. Im Februar sollte dann die ganze Division mit Flugzeugen über die erste Etappe der deutschen Truppen im Abschnitt Menin—Roselare gebracht werden und hier mit Fallschirmen landen. Durch besondere Lastenfallschirme waren dann große Mengen Maschinengewehre, Munition und Proviant an die gelandete Division abzuwerfen. Für diesen Zweck wären zu dem genannten Zeitpunkt 2000 Flugzeuge in dem Abschnitt startbereit gewesen. Mit Unterstützung eines gleichzeitigen amerikanischen Angriffs mit Bombengeschwadern, Geschützen und Maschinengewehren wollte General Mitchell diesen Teil der deutschen Front plötzlich von vorn und rückwärts angreifen. Der General betonte, daß er dieses Unternehmen für unbedingt durchführbar halte und, falls es ausgeführt worden wäre, in dem Abschnitt Roselare die Entscheidung gefallen wäre.

Anschließend an diese Veröffentlichung fordert der amerikanische General die Ingenieure des amerikanischen Flugwesens auf, sich der Verbesserung der Fallschirme energisch zu widmen und diese soweit zu vollenden, daß mit ihnen stark besetzte Kabinen sicher gelandet werden können. In Zukunft würde nämlich der Kabinenfallschirm eine große Rolle in der Militärfliegerei spielen. Die Landstreitkräfte müßten in der Lage sein, eine durch Luftangriffe eroberte Stadt auch zu besetzen. Erst durch die Benutzung der Kabinenfallschirme würde eine militärische Operation dieser Art möglich. Auch müßte die Versorgung der Besatzungstruppen mit Munition und Lebensmitteln durch Fallschirme geschehen. In seinen interessanten Ausführungen hat Mitchell auch gleich die Kosten solcher Fallschirme mit angegeben. Ein Fallschirm, der eine ganze Kabine mit sechs Mann und deren Kriegsgerät trägt, kostet ungefähr 2000 Dollar.

Schulmeister in Uebersee

Der Reichserziehungsminister hat in einem besonderen Erlaß genehmigt, daß der VDA sein seit Monaten vorbereitetes „Fest der deutschen Schule" an einem Sonntag veranstalten kann. Die Veranstaltung findet am Sonntag, 16. September, statt. Nachstehend schildert ein junger deutscher Schulmann Eindrücke von vierjähriger Tätigkeit in Latein-Amerika.

Blauer Himmel, Lärm und Wasserfluten.

Ein großes Wohnhaus im alten Kolonialstil — meterdicke Mauern, Innenhof mit Blumen und einem Brunnen in der Mitte, ein Säulenumgang für die Regenzeit, die Klassenzimmer im Viereck drum herum, mit Tür und Fenster nach innen — die Straßenfront nur eine breite Fläche mit ein paar hohen vergitterten Fenstern —, das ist die Deutsche Schule in Südamerika. Wenn wir Besuch bekamen, stellte er sich zuerst in die Mitte des Hofes, blickte verzweifelt nach allen vier Seiten, hielt sich die Ohren zu und fragte uns nachher, ob wir in dem Lärm nicht verrückt würden. Denn alle Türen waren natürlich offen für Licht und Luft, und wenn auf der einen Seite gesungen, auf der anderen vorgetragen und auf der dritten geschimpft wurde, war es in der Tat der reinste Lärmzirkus. Dafür gab es keine Treppen zu steigen, und der blaue Himmel lachte von überall herein. In der Regenzeit allerdings hatten wir manche ungewollte Ferienstunde, denn die Straßen konnten zu solchen Flüssen anschwellen, daß kein Mensch darüber konnte und wir warten mußten, bis die Fluten sich gemäßigt hatten.

Kostbare Kinder.

Die Sorge der Familien um die kostbaren Sprößlinge war mehr als liebevoll. Ich traute meinen Augen nicht in den ersten Tagen, als ich bemerken mußte, daß um 10 Uhr alle Bänke im Hof besetzt waren mit kleinen kupferfarbenen indianischen Dienstmädchen, die, kaum klingelte es zur Pause, auf ihre Schützlinge losstürmten und ihnen Apfelsinensaft, Butterbrote und andere Stärkungsmittel einflößten. Und um 12 Uhr standen sie wieder vor der Tür, schüchtern und barfüßig, nahmen die Schulmappen ihrer jungen Herren in Empfang und zogen die Kleinen an der Hand nach Hause.

Fortschritt in Mexiko.

Wir hatten drei Jungen mit dem Einjährigen nach Mexiko entlassen, dort wollten sie vollends das deutsche Abitur machen. Ich traf sie im nächsten Jahr, wir fuhren im Auto durch den Märchenpark von Chapultepec, sie waren inzwischen gebildete Großstadtleute geworden, und dann führten sie mich zu ihrer neuen Schule. Das war allerdings ganz anders, das war ja wie in Deutschland! Ein Riesending mit Stockwerken und Korridoren, und alles ging von Stolz geschwellt umher: war doch nicht nur eine blitzblanke Turnhalle, nein, auch ein überwältigender Schwimmtank auf dem Schulgrundstück fertig geworden, und in kurzem sollte das große Schulfest gefeiert werden, zu dem die ganze Kolonie kam, mit Kind und Kegel und Junggesellen, um sich zu vergnügen und Geld im schlaffen Schulbeutel zu hinterlassen.

Villa in Blüten.

Ich mußte weiter, und in Guadalajara ließ ich mich von einer gemütlichen Pferdedroschke vor das Schulhaus fahren. Hatte sich mein Mann verirrt? Vorstadt mit Blumen, Parks und Gärten, und ich ging noch einmal heraus, ehe ich klopfte; aber da stand „Colegio Aleman", und es war eingehüllt, in Blüten und Blätter, wie ich nie ein Schulgebäude gesehen hatte. Es war gerade Pause, 30 kleine Mädchen kamen, knixten und gaben mir die Hand, ich kam mir vor wie der Chef des Weißen Hauses und lächelte huldvoll. Der Direktor war schon ein alter Kämpfer; er hatte sein Zimmer voll aztekischer Erinnerungen, war stolz auf die tadellose Einrichtung seiner Schulräume und führte ein schneidiges Regiment.

Heim der Hitlerjugend.

Als ich nach Miraflores kam, der vornehmen Garten- und Villenstadt von Lima in Peru — „Gringoflores", sagen die Einheimischen gern, weil so viele Ausländer, Gringos, dort wohnen —, war gerade Sonnabendnachmittag. Ich war zusammen mit einem neuen Lehrer, der eben frisch vom deutschen Vaterland gekommen war und sich an seiner neuen Arbeitsstätte melden wollte. Nach langem Irren kamen wir hin, glaubten uns erst zu täuschen, weil daneben Tennis gespielt wurde — aber es war richtig, die Plätze gehörten mit dazu. Es war ein neu gestrichenes, elegantes Haus, aber alles leer, nur ein fernes Gemurmel im Dachstock ließ sich vernehmen. Wir krochen im Dunkel über Hühnerleitern und streckten die Köpfe aus der Falltür — da rannten Jungen mit Aexten und Zeltleinwand, ein würdiger Herr bewegte einen Zollstock, ein Lehrer wachte mit Luchsaugen. „Kommen Sie ruff, hier entsteht ein Heim für die Hitlerjugend." ... Am nächsten Tage hatte mein Freund schon unterrichtet, er hatte die ganz Kleinen. Er konnte zwar kein Wort Spanisch und sie ebensowenig Deutsch, bis jetzt, aber er meinte, er habe sich ganz gut mit ihnen unterhalten.

Osorno auf der Höhe.

Das sind die reichen Schulen, wie sie in den Städten stehen und von Bürgern und Kaufleuten unterhalten werden. Die schönste davon sah ich in Osorno in Südchile, ein Bau, der in ganz Südamerika Epoche machen wird durch seine kühne und moderne Konstruktion. Weit ragt sein viereckiger weißer Turm über die Dächer der Stadt. Eine große Tat derselben Stadt war vor zwei Jahren die Gründung einer landwirtschaftlichen deutschen Schule, zu der aus ganz Chile die Bauernsöhne kommen.

Landstreicher, Schulmeister, Bretterbuden.

Ich will nicht reden von den großen Schulen in Buenos Aires, oder den bedeutenden Seminaren und Internaten in Süd-Brasilien; wer kennt den Daseinskampf der kleinen Dorfschulen, der „Pikadenschulen", die zu Hunderten sich mühsam in der Einsamkeit durchschlagen? Am Grenzfluß von Paraguay und Argentinien, am Parana, saß ich ein paar Tage in einem Wirtshaus, da kam einer hergewandert, schon Monate unterwegs, Viehhüter, Hühnerzüchter und augenblicklich ohne Beschäftigung. „Aber da draußen, eine Stunde weg, haben mich die Bauern gefragt, ob ich nicht ihr Schulmeister werden will, gegen freie Kost und Wohnung." Aber er wollte abwarten, ob sich nicht noch etwas Besseres, eine richtige Arbeit für einen Mann, bot ... Zu einer Lehrertagung in Blumenau kam einer acht Tage durch den Wald geritten, hatte noch nie elektrisches Licht gesehen und schlief nachts auf seinem Sattel, weil er ein Bett nicht vertragen konnte. Wie manche ärmliche Bretterbude in einer armen Siedlung in Brasilien oder Paraguay trägt nicht doch die rührende Aufschrift „Deutsche Schule", und wer gerade etwas besser mit der Feder ist, oder auch manchmal, wer sich mit der Hacke nicht anstrengen mag, schwingt darin das Szepter. Bei Wolgadeutschen in einem argentinischen Dorf traf ich einen Siebenbürger Sachsen als Lehrer, oft leiht auch der Pfarrer seine letzten Kräfte. In Mühe und Arbeit wird doch Niveau gehalten, und das deutsche Volkstum hat viele stille Helden auf halbvergessenen Außenposten. Denkt die Heimat daran und hilft mit?

Dr. Gerhard Hagenmeyer.

Anekdoten von Marschall Vorwärts

Blücher war ein Mann aufrechter und gerader Gesinnung. Ein derbes aufrichtiges Wort war ihm lieber als ein höfliches zweideutiges. Darum blieb er zeitlebens ein geschworener Feind aller Diplomaten und Federfuchser. Als die Heere der Verbündeten zum zweiten Male in Paris einzogen, veranstaltete General Wellington ein Gastmahl, an dem die Minister und Gesandten der verbündeten Mächte teilnahmen. Blücher saß zwischen Wellington und Lord Castlereagh und war wiederholt der Gegenstand aller möglichen Ehren- und Trinksprüche.

Endlich erhob sich der Feldmarschall und sagte: „Na, Castlereagh, jetzt will ich auch einmal was ausbringen." Alle Anwesenden sahen ihn erwartungsvoll an. Blücher erhob sein Glas und rief: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so viel Opfern gewonnen wurde!"

Die Generale stimmten Blüchers Toast freudig zu. Nur die Diplomaten ließen halb ärgerlich, halb schuldbewußt die Köpfe hängen . . .

*

Auf den Fürstentitel, den der König dem alten Helden verliehen hatte, legte Blücher nicht allzu großen Wert. Nur einmal forderte er in grober Heftigkeit die Beachtung seiner Standeswürde.

Der Preußische Staatsminister v. Klewitz sandte ihm ein Schreiben, in dem auf eine Eingabe Blüchers um Nachzahlung von gewissen Gutseinkünften eine abschlägige Antwort erteilt wurde. Dem Entscheid war als Beleg der Bericht einer unteren Behörde beigefügt, worin der Feldmarschall immer nur kurzweg der „p. p. Blücher" genannt wurde. Blücher traute seinen Augen nicht, betrachtete grimmig immer wieder das ominöse p. p. und geriet schließlich in solche Wut, daß er augenblicklich zum Minister eilte.

Hohe Beamte, Generale und Besucher sind im Vorsaal des Ministers. Blücher achtet auf niemand, läßt sich melden und dringt gleich hinter dem Diener in das Zimmer des Ministers. Und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern entlädt sich nun über den ahnungslosen Minister, die erhobene Stimme des grimmigen Marschalls dringt bis ins Vorzimmer und läßt alle zusammenfahren.

„Seid Ihr des Teufels," ruft Blücher, „mich einen p. p. zu nennen! Da soll ja das Wetter dreinschlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher und will ich nicht anders heißen. Aber für Euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst! Ihr sollt mit Eurem p. p. nur noch einmal kommen! Ihr mögt selber p. p. sein, aber ich nicht!" Und so fährt Blücher in zornigem Eifer fort, immer wieder die p. p. einschaltend, bis ihm selbst wohl die komische Wirkung dieser Rede bewußt wird und er sich gutmütig lachend mit dem schuldlosen Minister versöhnt.

*

Einmal wohnte Blücher einer Rekrutenmusterung in einer pommerschen Garnison bei. Unter den Rekruten fiel ihm ein rotbackiger, stämmiger Bursche auf, der dem Marschall ausnehmend gefiel.

Er trat an den Rekruten und fragte: „Na, Bursche, du hast so ein rotes Gesicht — du bist doch kein Säufer?"

„Nein, Herr General!" versicherte treuherzig der Rekrut.

„Aber hoffentlich," fuhr Blücher gut gelaunt fort, „doch ein gesunder Bursche, der auch mal einen Schnaps vertragen kann?"

„Und wär's ein Kübel voll!" rief mit verständnisinnigem Grinsen der Rekrut.

fee.

Ein neuer Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges

Denkwürdigkeiten des Grafen Berchtold

Veröffentlichung in zwei Sprachen — Keine Sensationen

Seit der Waffenlärm des Weltkrieges verstummte, ist bekanntlich eine sehr umfangreiche Literatur über die Entstehungsursachen des großen Völkerringens veröffentlicht worden, in der besonders die vielfach umstrittenen Ereignisse der Vorgeschichte des Krieges den Gegenstand mehr oder weniger kritischer Bearbeitungen bilden.

Eine der jüngsten Erscheinungen auf diesem Gebiet stellen die bisher noch unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des früheren österreichischen Außenministers Graf Leopold Berchtold dar, die demnächst in deutscher und englischer Sprache herausgegeben werden soll. Es handelt sich bei diesen Denkwürdigkeiten um eine Art von Rechtfertigungsschrift des heute im 72. Lebensjahre stehenden Diplomaten der alten Donaumonarchie. Freunde des Grafen, zu denen auch der inzwischen verstorbene Minister Graf Albert Apponyi gehörte, haben ihm wiederholt nahegelegt, sich der Angriffe zu erwehren, die von gegnerischer Seite gegen ihn seit Beginn des Weltkrieges erhoben wurden und auch heute noch erhoben werden. Einer der schwersten Vorwürfe, mit dem belastet er in die Geschichte des Weltkrieges eingegangen ist, bezieht sich darauf, daß Berchtold in den unheilschweren Julitagen des Jahres 1914 versucht haben soll, die deutsche Diplomatie seinen Zwecken dienstbar zu machen, mit der Absicht, sie in seinem Schlepptau in den Weltkrieg „hineinschliddern" zu lassen. Die Frage, ob er, der weitgereiste Diplomat mit den mannigfachen Beziehungen zu allen diplomatischen Größen der Vorkriegszeit, wissentlich an der Entfesselung des Weltkrieges mitbeteiligt gewesen sei, indem er die Lokalisierung des österreichisch-serbischen Streites unmöglich gemacht habe, ist noch ungeklärt und bedarf einer Beantwortung, die sich erst aus der lückenlosen Uebersicht aller dokumentarischen Unterlagen ergibt. Daß eine solche Frage überhaupt gestellt werden konnte, ist bezeichnend genug für den späteren Oberst-Kämmerer Kaiser Karls von Oesterreich. Nach dem Zusammenbruch floh Graf Berchtold im Gefolge des Kaisers in die Schweiz. Nach einiger Zeit kehrte er in seine Heimat zurück und wohnt teils in Wien, teils auf seinen mährischen Gütern.

Berchtold hat sich das Ziel gesetzt, in seinen Denkwürdigkeiten nicht nur ein Bild seiner eigenen diplomatischen Tätigkeit zu entwerfen, sondern darüber hinaus das Leben an den Fürstenhöfen und den maßgeblichen Kreisen der internationalen Gesellschaft vor dem Kriege so zu schildern, wie es sich ihm darbot. Er entstammt einem alten österreichischen Adelsgeschlecht, wirkte anfangs als Botschafter in Petersburg und dann als Nachfolger Aehrentals als k. und k. Außenminister. Um die Erneuerung des Dreibundes im Jahre 1912 erwarb er sich persönliche Verdienste. Als er das Vordringen der Serben an das Adriatische Meer mit allen ihm verfügbaren Mitteln zu verhindern suchte, wurde er in Belgrad zu einem der dort besthaßten ausländischen Staatsmänner. Er war es auch, der nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers das bekannte Ultimatum an die serbische Regierung richtete, dessen Ablehnung zum Weltkrieg führte. Im Februar 1915 mußte er seinen verantwortungsvollen Außenministerposten an den ungarischen Grafen Burian abtreten. Nach einer kurzen Dienstzeit an der italienischen Front wurde er erst zum Oberhofmeister und später zum Oberst-Kämmerer Kaiser Karls ernannt. Er verblieb in dieser Stellung bis zum Zusammenbruch der Donaumonarchie. Ob er an der intriganten Hauspolitik der letzten Habsburger mitbeteiligt war, weiß man nicht.

Mit seinen Denkwürdigkeiten will Graf Berchtold keine neuen Sensationen heraufbeschwören. Ihm ist es angeblich nur darum zu tun, der Wahrheit zu dienen. Wie weit ihm dies gelingen wird, können nur die Denkwürdigkeiten selbst erweisen, die zweifellos einen interessanten Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges bilden werden.

Fritz M. Hamerling.

Millionenschäden durch Pflanzenschädlinge

Alljährlich gehen in Deutschland große Werte durch Schädigung unserer Kulturpflanzen durch Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschädlinge verloren. Schätzungsweise betragen diese Verluste mehr als 2 Milliarden RM. So vernichten z. B. pflanzliche und tierische Schädlinge im Getreidebau alljährlich Werte in Höhe von 800 Millionen RM., im Kartoffelbau beträgt die Ernteverminderung etwa 450 Millionen RM. Die Obstmade verursacht etwa 100 Millionen RM. Verlust. Schon aus diesen wenigen Beispielen ergibt sich die Notwendigkeit, Krankheiten und Schädlinge der Kulturpflanzen auf energischste zu bekämpfen. Die Bekämpfungsmaßnahmen müssen allerdings so gehalten sein, daß sie rentabel sind. Das ist aber nur möglich, wenn der Praktiker Fühlung mit den für die Schädlingsbekämpfung zuständigen Einrichtungen hat. Die Stellen, die sich mit der Schädlingsbekämpfung befassen, über die Bekämpfungsmaßnahmen kostenlos Auskunft erteilen und jedem Rat suchenden Praktiker zur Seite stehen, sind die Hauptstellen für Pflanzenschutz der Länder und Provinzen.

REICHSSENDER KÖLN Programm vom 20. 9. bis 22. 9. 1934

DONNERSTAG

10.10: „Die heitere Saar"
10.45: Der heitere Mozart
12.00: Musik am Mittag
12.00—12.45: Es war einmal
13.00—14.45: Das Kleine Orchester
15.15: Dr. Karl Reible: Kreis Mörs im Gebiet des Niederrheins
15.50: Stimme der Zeit
16.00: Aus der westdeutschen Funkausstellung, Köln: Nachmittagskonzert
17.00: Volk erzählt. Karl Prümer: Vader Löchter op Beseik bi sinen Sun in Münster
17.20: Das Schrammelquartett des Reichssenders Köln
17.40: Seltsames von Donner und Blitz
18.00: Gebt uns Heime! Ein Spiel von BDM-Mädels
18.20: Zur Feuerschutzwoche. Ein Funkbericht von Dr. Maus
18.40: Vom Tage
19.00: Deutsches Volkslied links des Rheins
20.10: Walter Gieseking spielt: Symphonische Variationen von César Franck
20.30: Der Feierabend. Unterhaltung in Wort und Ton
22.20: Unterhaltungskonzert. Das Kammerquintett des Reichssenders Köln
23.00 bis 24.00: Bist du bei mir, geh ich mit Freuden. Ein Spiel um Johann Sebastian Bach

DEUTSCHLANDSENDER

9.00: Berufs- und Fachschulfunk: Das Geld in der Wirtschaft (I).
9.40: Hauswirtschaftlicher Lehrgang: Nahrungsmittel-Kunde. Fleisch — oder fleischlos?
10.10: Deutsche Sprache und Dichtung: Künder uns. Zeit.
10.50: Körperliche Erziehung.
11.30: Stunde der Scholle. Recht und Scholle. Praktische Winke für Siedler und Bauern.
12.00: Uebertrag. Leipzig: Mittagskonzert d. Funkorchesters.
13.00: Robert Gaden spielt, Walther Ludwig singt.
14.00: Sperrzeit.
15.15: Funkkasperl: Die Wundermaschine.
15.40: Bücherstunde: „Deutsche Gestalten".
16.00: Uebertragung Frankfurt: Nachmittagskonzert.
17.30: Für die Frau: Was liest die arbeitende Frau?
17.50: Im Zeichen des Papieres.
18.10: Von der Stehbierhalle zum Tanzlokal.
18.55: Das Gedicht.
19.00: Friedrichs Vermächtnis. II. Teil. Friedrich und das Deutsche.
20.00: Kernspruch.
20.15: Hans Pfitzner dirigiert die Berliner Philharmoniker.
In der Pause: 20.55—21.10: Zeitfunk: Film bei der Arbeit.
22.25: Ueber das Staatsbürgerideal des Frhr. vom Stein (II).
23.00—24.00: Uebertrag. Frankfurt: Tanzmusik.

FREITAG

10.30: Für euch Daheim. Uebertragung aus Düsseldorf: Blasmusik
12.00: Musik am Mittag. Das Westdeutsche Kammerorchester
14.00—14.45: „Achtung! Sie hören die Mailänder Scala"
15.15: Paul Funke: Ueber die Regelung der deutschen Auslandsschulden
15.45: Zur Feuerschutzwoche
16.00: Aus der westdeutschen Funkausstellung, Köln: Nachmittagskonzert
17.00: Ein Zwiegespräch über Schauspielkunst
17.20: Altnorwegische Volksweisen
17.45: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. Für billig Geld vom Kohlenpott ins Grüne
18.00: Sinn und Deutung deutscher Märchen
18.20: Dr. Kirsch und Ingeborg Hesse: Englische Unterhaltung
18.40: Vom Tage
19.00: Zur Feuerschutzwoche. Bericht von der Werksfeuerwehr des Schalker Gruben- und Hüttenvereins, Gelsenkirchen
19.20: Kleine Musik
19.45: v. Berlin: Reichssendung: Politischer Kurzbericht
20.15: von Breslau: Reichssendung: Stunde der Nation. Thomas Stolzer. Ein schlesischer Komponist
20.45: Russische Musik
22.20: Filmecke
23.00 bis 24.00: aus Düsseldorf: Tanzmusik aus dem Café Mainz in Düsseldorf

DEUTSCHLANDSENDER

9.40: Toni Schwabe: „Ein Auftrag".
10.10: Von deutscher Arbeit: Der Damm.
10.50: Spielturnen im Kindergarten.
11.30: Funkstille
12.00: Uebertrag. Breslau: Mittagskonzert d. Funkorchesters.
13.00: Bunter Tanzreigen.
14.00: Sperrzeit.
15.15: Heinrich Schlusnus singt Schubert-Lieder.
15.45: Für die Frau: Wie richtet man eine Wohnung ein mit dem Ehestandsdarlehen?
16.00: Uebertragung Königsberg: Nachmittags-Konzert. Kleines Funkorchester.
17.30: Die Wanderung des Ahasverus durch die Volkssagen der deutschen Landschaft.
17.50: Im Rohstofflaboratorium (I)
18.10: Aus deutschen Opern.
18.35: Perlen deutscher Volkslieder. 1. Das geistliche Volkslied. 2. Das weltliche Volkslied.
19.20: Zeitfunk. Der Fläming. Ein weiteres landschaftliches Funkbild des Deutschlandsenders.
20.00: Kernspruch.
20.15: Reichssendung: Stunde der Nation. Uebertragung Breslau: Thomas Stolzer, ein schlesischer Komponist.
20.45: „Sieben unter einem Hut". Ein fröhliches Jungenabenteuer von Horst Biernath.
23.00—24.00: Uebertragung München: Nachtmusik. Es spielt das Münchener Unterhaltungsorchester.

SAMSTAG

8.20 bis 8.30: Rose Scheuermann: Das Küchenmesser
10.10: Liselotte Hoppe: Kindergarten
10.30: Wir und die Welt
12.00: Musik am Mittag. Aus der westdeutschen Funkausstellung, Köln
14.00—14.45: Wochenendkonzert auf Schallplatten
14.45: Kleines Kunterbunt
15.45: Arbeitsbeschaffungsfront. Die Bedeutung der Nebenproduktengewinnung bei der Entgasung der Steinkohle
16.00: Nachmittagskonzert. Frisch gespielt und froh gesungen
17.00: Westfälische Heimatmuseen erzählen. Castrop - Rauxel. Oberbürgermeister Dr. Anton: Die Heimatschau zur 1100-Jahrfeier wird Museum
17.15: Mädel des BDM singen und spielen
17.40: (Hmb.) Dr. Hans Friedrich Blunck: Die Förderung von Buch und Dichtung im Neuen Reich
18.00: Neues aus Forschung und Wissenschaft
18.15: Wanderungen in Rheinland und Westfalen
18.30: Bilder aus der deutschen Vergangenheit
18.40: Vom Tage
19.00: Werke von Hans v. Bülow
20.15: (nach Breslau:) Zur Funkausstellung. Großer bunter Abend. (Uebertragung aus der Messehalle)
22.20: Kleine Musik
23.00 bis 1.00 von Hamburg: Tanzmusik
24.00 bis 1.00: nur für den deutschen Kurzwellensender: Die junge Alte

DEUTSCHLANDSENDER

10.10: Kinderfunkspiele: Der Dollpatsch.
10.50: Fröhlicher Kindergarten.
11.30: Bengt Berg: „Die Liebesgeschichte einer Wildgans".
11.45: Die Wissenschaft meldet. Neueste Forschungen über Mimikry in der Tierwelt.
12.00: Uebertragung Stuttgart: Mittagskonzert des Rundfunkorchesters.
13.00: Wochenend-Unterhaltung auf Schallplatten.
14.00: Sperrzeit.
15.15: Kinderbastelstunde.
15.40: Wirtschaftswochenschau.
16.00: Uebertragung Königsberg: Nachmittags-Konzert. Kleines Funkorchester.
In der Pause 17.00—17.10: Der Deutschlandsender erinnert ...
18.00: Sportwochenschau.
18.20: Arbeitskamerad, du bist gemeint!
18.40: Der deutsche Rundfunk bringt ...
18.50: Zeitfunk.
19.00: Funkbrettl.
19.30: Zur Feuerschutzwoche: „Brand".
20.00: Kernspruch.
20.15: „Was sagt ihr dazu?" Gespräche aus unserer Zeit.
20.30: Von der Wolga bis z. Ebro, Tänze europäischer Völker.
23.00—0.55: Uebertragung Hamburg: Tanzmusik.

Nach der Funkausstellung:

Eine Million Volksempfänger

Nachdem Reichsminister Dr. Goebbels bei Eröffnung der Großen Deutschen Funkausstellung am 17. August die Auflage des achten und neunten Hunderttausend von Volksempfängern verkünden konnte, hat sich noch während der Dauer der Funkausstellung die Notwendigkeit einer weiteren Auflage von hunderttausend Volksempfängern ergeben, so daß der Volksempfänger innerhalb eines Jahres eine Gesamtauflage von einer Million erreicht hat. Der Präsident der Reichsrundfunkkammer, Horst Dreßler-Andreß, verkündete auf einem „Abend der Funkindustrie" in den Ausstellungshallen des Berliner Messegeländes diese erfreuliche Jubiläumsauflage des Volksempfängers und stellte gleichzeitig fest, daß die nationalsozialistische Rundfunkführung gemeinsam mit der Funkwirtschaft einen erfreulichen Sieg auf dem Wege der nationalsozialistischen Rundfunkgestaltung errungen hat.

Genau ein Jahr ist es her, seit die nationalsozialistische Rundfunkführung in Gemeinschaft mit der Funkindustrie vor die deutsche Oeffentlichkeit trat und als Ergebnis ihres politischen und wirtschaftlichen Gestaltungswollens den Volksempfänger VE 301 zum Mittelpunkt ihrer Propaganda erhob.

Mit der politischen und weltanschaulichen Revolutionierung des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus hatte auch der Rundfunk seine entscheidende Mittlerrolle im Leben der Nation erhalten. Es war deshalb in den ersten Monaten nach der Machtergreifung ein Gebot der Stunde, ein selbstverständlicher geistiger Zwang, daß dieser Rundfunk bei seinem Aufbruch ins Volk auch für die entsprechenden volkstümlichen Hörmöglichkeiten Sorge tragen mußte. So entstand der Volksempfänger, mit dem die Funkindustrie ihre Abkehr von einer längst überholten Wirtschaftsauffassung durch die Tat bekräftigte.

Auf der Funkausstellung vor einem Jahre trat also die nationalsozialistische Rundfunkpropaganda mit der Gemeinschaftstat des Volksempfängers vor das deutsche Volk. Hunderttausend Volksempfänger wurden zuerst aufgelegt. Am 16. August 1933 wurde diese erste Funkausstellung im nationalsozialistischen Deutschland durch Dr. Goebbels eröffnet, und der Volksempfänger war dabei das Symbol des gewaltigen Weges, den die Rundfunkführung zur großen Volkstümlichkeit des Rundfunks in den folgenden Monaten beschreiten wollte.



1 Million Volksempfänger

Die in der „Halle der Arbeit" auf der Großen Deutschen Funkausstellung am laufenden Band hergestellten Volksempfänger werden an den Wänden der Halle in Hakenkreuzform aufgebaut.

Hunderttausend Volksempfänger harrten in der Eröffnungsstunde dieser Funkausstellung des Absatzes. Noch am Abend des Eröffnungstages waren die ersten hunderttausend Volksempfänger verkauft, und eine Auflage der zweiten Hunderttausend wurde in der gleichen Stunde erforderlich. Das deutsche Volk verlangte nach dem Volksempfänger, weil er das Ohr der Nation, das volkstümlichste Uebertragungsmittel nationalsozialistischen Wollens und Gestaltens war.

Die Funkausstellung des Vorjahres ging erfolgreich zu Ende. Das Vertrauen des Volkes zum nationalsozialistischen Rundfunk führte Funkindustrie und Funkhandel aus den Krisen des Katastrophenjahres 1932 heraus und verhalf der gesamten Funkwirtschaft damit zu gesteigerten Absatzmöglichkeiten. Das Wunder der nationalen Einigung vollzog sich mit den Kundgebungen, die der Führer durch den Rundfunk als den Träger seines Wollens hielt. Es gab keinen Menschen in Deutschland, der sich vom Rundfunk nicht unmittelbar angesprochen, angepackt und ergriffen fühlte. Der Rundfunk wurde so recht zum unentbehrlichen Begleiter der deutschen Volksgenossen in ihrem täglichen Leben.

Nun legt eine Million Volksempfänger vor aller Welt Zeugnis ab von der erfolgreichen Arbeit, die die nationalsozialistische Rundfunkpropaganda innerhalb dieses Jahres zwischen diesen beiden Funkausstellungen geleistet hat. Der Siegeszug des Volksempfängers drängt unaufhaltsam weiter. Und mit diesen Volksempfängern verlassen am laufenden Band die anderen Empfänger der mittleren und höchsten Preisklasse die Fabriken der Funkindustrie und helfen mit, getreu der Parole der politischen Rundfunkführung, den Rundfunk in jedes deutsche Haus zu tragen.

K. B.

Die neue Marktordnung in der Funkwirtschaft

Die neue Marktordnung in der Funkwirtschaft dient sowohl den wohlverstandenen Interessen aller in der Funkwirtschaft tätigen Unternehmungen wie denen der Verbraucher von Rundfunkgeräten.

Die Preispolitik der Industrie ist äußerst bescheiden; sie liegt durchweg an der untersten Grenze, die mit Rücksicht auf die Lebensfähigkeit der industriellen Unternehmungen tragbar ist. Die Rabattsätze für den Groß- und Einzelhandel sind nach objektiven und gerechten Gesichtspunkten nicht ohne vorherige Fühlungnahme mit dem Reichswirtschaftsministerium, dem Führer der Wirtschaft und dem Reichsführer des Handels und nach ausgiebigen Verhandlungen mit den zuständigen Organisationen des Handels festgesetzt worden.

Die Durchführung des Anerkennungsverfahrens von Groß- und Einzelhändlern erfolgt unter Ausschluß aller Wettbewerbsgesichtspunkte und unter genauer Berücksichtigung der kartellrechtlichen Bestimmungen. Durch die Schaffung des unter Opfern aller beteiligten Kreise der Industrie ebenso wie des Handels auf den Markt gebrachten Volksempfängers ist den Bedürfnissen der weniger bemittelten Bevölkerungsschicht nach einem qualitativ einwandfreien und preiswürdigen Volksgerät weitestgehend Rechnung getragen worden.

Der zu Beginn der Verträge aufgestellte Grundsatz, daß Vertragszweck die wirtschaftliche Gesundung der Funkwirtschaft sowie eine Belieferung der Verbraucher und des Handels zu angemessenen Preisen ist, steht nicht nur auf dem Papier; er stellt vielmehr eine ernstgemeinte Wahrheit dar.

Die deutsche Rundfunkindustrie nimmt, wie der Vorsitzende der Wirtschaftsstelle für die deutsche Rundfunkindustrie e. V. (W. D. R. J.) kürzlich auf einer Pressekonferenz in Berlin erklärte, für sich das Recht in Anspruch, in wohlverstandener Verwirklichung nationalsozialistischer Gedankengänge an der Befriedung der Wirtschaftsverhältnisse innerhalb ihres Zuständigkeitsgebietes, an der Erhaltung der wirtschaftlichen Existenzfähigkeit der Funkindustrie und des Funkhandels und damit letzten Endes an der Steigerung der Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft mitgewirkt zu haben.

Der Wirtschaftserfolg der Funkausstellung

Die Große Deutsche Funkausstellung hat sich mit ihrem Rekordbesuch sehr günstig für die deutsche Funkindustrie ausgewirkt. Sowohl die Funkindustrie wie der Groß- und Einzelhandel beurteilen nach dem geschäftlichen Erfolg dieser Funkausstellung die neue Rundfunksaison sehr optimistisch.

Von sehr vielen Firmen wird bestätigt, daß der Volksempfänger wesentlich zur Belebung des Marktes beigetragen hat und daß die im Zeichen des Volksempfängers stattgefundene politische Rundfunkpropaganda sich gleichzeitig auch äußerst vorteilhaft für den Absatz der mittleren und teuren Empfänger ausgewirkt hat. Es dürfte keine Firma geben, die nicht mit dem Geschäft auf der diesjährigen Funkausstellung zufrieden ist. Obwohl schon die vorjährige Funkausstellung eine beträchtliche Marktbelebung zur Folge hatte, so wurden die Umsatzziffern in Rundfunkgeräten des Vorjahres nach Angaben einiger Firmen diesmal bis zu 50 Prozent, ja zuweilen auch um das Doppelte übertroffen.

Einstimmig wird in den Betrieben der verschiedenen Firmen festgestellt, daß das Auslandsinteresse an deutschen Apparaten sehr stark war und daß auch sehr viel Exportanfragen vorlagen. Naturgemäß war das Interesse der Oeffentlichkeit an den Fernsehapparaten besonders lebhaft, wobei die Feststellung zu machen ist, daß die Firma Loewe als erste Firma bereits mit der serienmäßigen Fabrikation von Fernsehapparaten begonnen hat.

Gelegentlich eines Interviews, das der Vorsitzende der Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie e. V., Direktor Otto W. Schmidt, einem Pressevertreter gegeben hat, faßte dieser den Erfolg der diesjährigen Funkausstellung zu der Erklärung zusammen:

„Die deutsche Funkindustrie kann auf die diesjährige Funkausstellung mit großer Zufriedenheit zurückblicken. Nach den Aufträgen, die ihr zugeflossen sind, kann unter der Voraussetzung, daß die wirtschaftliche Linie sich gleichmäßig weiter entwickelt, auf ein Geschäft gerechnet werden, das die Umsätze des letzten Jahres noch übertreffen dürfte.

Beeinflußt ist dieses allgemein gute Geschäft natürlich durch die Propaganda, die seitens der nationalsozialistischen Rundfunkführung im letzten Jahre geleistet wurde. Besonders die an die großen politischen Gemeinschaftsempfänge knüpfenden Propagandamaßnahmen der Regierung haben sich äußerst günstig für die Funkwirtschaft ausgewirkt, indem bei jeder dieser Sendungen neue Hörermassen für die unmittelbare Teilnahme am Rundfunkempfang und damit neue Apparatekäufer gewonnen wurden.

Die Funkindustrie blickt also von dieser zweiten Funkausstellung, die ihr gerade auch für die Empfänger der mittleren und höchsten Preisklasse wesentliche Umsätze brachte, zuversichtlich in die Zukunft und hofft, daß die Belebung des Marktes auch künftig andauern wird."

Funkausstellung wie noch nie!

Die diesjährige Funkausstellung hatte einen Massenbesuch zu verzeichnen, wie ihn bisher keine andere Funkausstellung in Deutschland aufzuweisen hatte. Im ganzen haben über 300 000 Menschen die Ausstellung auf dem Berliner Messegelände gesehen. Unter ihnen befanden sich 46 Prozent auswärtige Besucher, die in 108 Sonderzügen in Berlin eingetroffen waren. Gegenüber dem Vorjahre wurden etwa 50 000 Besucher mehr gezählt.

Während der 13tägigen Dauer der Funkausstellung erhielten 260 Besucher je einen Volksempfänger und 75 Besucher je einen Volkslautsprecher durch das Los. Außerdem wurden 46 Volksempfänger von den in der „Halle der Arbeit" durch die AEG am laufenden Band hergestellten Apparaten an die Besucher verteilt.

Die Töchter des Abenteurers

Roman von Emma Nuß Nachdruck verboten. Urheberrechtschutz durch Verlag A. F. Rohrbacher, Berlin-Lichterfelde-Ost. Alle Rechte vorbehalten

20

Da umschloß Gerda seine Hand mit kräftigem Druck und dankte ihm voll Herzlichkeit für diese Worte. „Das weite Meer soll kein Hindernis sein, unsere Freundschaft auch weiter zu erhalten!“ meinte sie, und dann ritten sie heiter plaudernd wieder zur Stadt zurück, ein jeder bemüht, dem anderen über diese Stunde hinwegzuhelfen.

Gerda übergab ihre Praxis dem Sohn eines Richters am Kassationshof, der vor kurzem erst in Paris seine medizinischen Studien abgeschlossen hatte und nun in der Heimat gleich die ihm von einer Frau wohlvorbereitete Existenz fand. Mit allerlei Plänen und großen Erwartungen für ihren Beruf war Gerda damals hier angekommen, überzeugt davon, daß sie einem Teil der leidenden Haitianer Hilfe und Genesung bringen und den Ruf der Frau auch auf diesem Gebiete zu immer wachsendem Ansehen bringen würde.

Sie hatte den allerbesten Willen. Doch so geht es wohl meist, wenn Frauen große Unternehmungen planen. Sobald die Liebe in Frage kommt, lassen sie alles im Stich, was ihnen bisher als das Wichtigste in ihrem Leben geschienen hatte.

Und das empfanden sowohl Herbette wie auch der künftige Schwiegervater als das allein Richtige, ja, das Liebenswerteste an Gerda, daß sie mit anmutigster Gebärde alles über Bord geworfen und, allein der Stimme der Natur gehorchend, dem Geliebten folgte.

„Mir ist wie im Traum, daß das alles nun schon wieder hinter mir liegt und ich noch heute Joachim sehen soll, Vater!“ sprach Gerda wenige Tage später kurz vor der Ankunft in Trinidad.

Und Bühlau nickte ihr strahlend zu, denn er hatte sie in der kurzen Zeit liebgewonnen wie eine Tochter und freute sich wie ein Kind auf das Glück des Sohnes.

„Ja, und dann wollte ich dir ja noch von der kleinen Emily Barnhill zu Ende erzählen!“ fuhr er in seinem Berichte fort, den er ihr über seine Freunde und Bekannten in Cokiry zuvor begonnen hatte.

„Also die beiden ritten nun täglich auf meinen Pferden in der Cokirner Gegend umher, bis sie eines Tages als frischgebackenes Brautpaar bei mir erschienen und mich um meine Hilfe bei Vater Barnhill anflehten.

„Ohm Bühlau, du mußt Pa sagen, daß ich keinen anderen heirate als Herrn von Alten!“ bettelte das Mädel und ließ mir keine Ruhe, bis ich also den Gang antrat.

Der alte Barnhill schrie und tobte wie ein Irrsinniger, sagte, er werde den Pferdeknecht zum Hause hinauswerfen, daß ihm alle Knochen im Leibe zerbrächen, und seine Tochter wollte er einsperren, bis sie diesen hergelaufenen Strolch vergessen habe.

Ich richtete alles den beiden wieder aus.

Emily war einfach in den Hungerstreik eingetreten. Jedesmal, wenn der Vater sie aufsuchte, sah sie noch elender und blasser aus und war nach dem fünften Tage bleich wie eine Tote und schien kaum mehr sprechen zu können.

Da schrie Barnhill entsetzt auf und gelobte, daß er alle ihre Wünsche erfüllte, wenn sie nur am Leben bleiben und nicht sterben wolle.

„Warum hast du das denn nicht gleich gesagt?“ hatte sie mit versagender Stimme erwidert. „Jetzt ist es schon bald zu spät!“

Bei diesen Worten knickte Barnhill völlig zusammen und versprach ihr, noch in dieser Stunde den Geliebten zu bringen.

Als Herr von Alten bei Emily eintrat, lag sie bleich wie eine Wachsfigur auf dem Ruhebett und rührte sich kaum. Doch als der Vater nach kurzer Zeit das Zimmer verließ, sprang sie in die Höhe und wollte sich totlachen, denn sie hatte nicht einen Tag gehungert und mittels Schminke diese Hinfälligkeit dem Vater vorgetäuscht! —“

Wenige Stunden später hielt Joachim die Geliebte in den Armen und konnte es noch immer nicht fassen, daß ihre Trennung nun zu Ende, daß er Gerda nun nie mehr würde entbehren müssen.

„Nun glaube ich doch, daß ich noch einmal ganz gesund werde, Vater! meinte er, strahlend auf Gerda blickend.

„Kein Wunder, wenn man sogar eine Aerztin heiraten will!“ entgegnete Vater Bühlau.

Gerda war nicht so sorglos, was die Gesundheit des Geliebten anbetraf. Sie sah, daß er hier nicht gesunden konnte, daß dies Klima ihm Herz und Nerven zerstören würde, und sprach mit Albrecht von Bühlau eingehend darüber.

Am Nachmittag eröffnete Albrecht von Bühlau seinen Angehörigen, daß er entschlossen sei, hier alles zu verkaufen und seine alten Tage in Deutschland zuzubringen.

Joachim hatte zuerst den Vater, dann Gerda verständnislos angesehen. Dann war er in die Höhe gesprungen und hatte beide Arme wie erlösten Himmel gestreckt: „Gott sei Dank, daß du auf diesen Einfall kommst, Vater! Nun weiß ich es gewiß, daß ich wieder ganz gesund und der glücklichste Mensch werde, denn euch beide und dazu in Deutschland leben — mehr Glück könnte ich gar nicht ertragen!“

Kurze, glückliche Wochen vergingen. — —

Ganz Cokiry und Umgebung war auf den Beinen — um die Doppelhochzeit der Paare von Bühlau und von Alten mitzufeiern.

Aus Deutschland kamen lange Glückwunsch-Telegramme von Raday und Alexa und anderen Freunden des jungen Paares. Major Mühling war nicht benachrichtigt worden, laut stillschweigender Uebereinkunft zwischen Vater Bühlau und Gerda.

Am Abend dieser Hochzeit sprach auch Alexa mit ihrem Mann in dem unverändert gebliebenen Heim der Großmutter über dieses Ereignis, das so weit von ihnen entfernt jetzt gefeiert wurde.

„Nun wird mir Gerda noch mehr entfremdet werden, schon allein durch die Entfernung und dann auch —“

„Wodurch sonst noch? Glaubst du, daß Joachim von Bühlau dir noch zürnt? Ganz gewiß nicht, Alexa!“ versicherte ihr Gerö voller Ueberzeugung.

„Nein — aber der schreckliche Vater von ihm!“

„Wieso denn? Er ist ein ganz reizender älterer Herr, an den ich mich mit großer Sympathie erinnere!“

„Ja, da bist du eben anderer Ansicht als ich. Früher fandest du übrigens auch alle Menschen schrecklich, die mir nicht gefielen!“ sagte sie mit leisem Vorwurf.

„Früher“, sprach er gedehnt, „da war manches anders als heute!“

„Wozu hast du mich denn überhaupt geheiratet?“ Mit einem Male verlor Alexa ihre stolze Fassung. Sie war aufgesprungen, und stand in ihrer alten, kampfbereiten Art vor ihm.

„Um dich vor dem Abstieg zu bewahren!“

„Aber wozu denn? Das kann dir doch ganz gleichgültig sein, wenn du mich nicht liebst!“ rief sie erbittert aus.

„Wer sagt dir denn das?“ fragte er in mühsam bezwungener Erregung.

„Dein ganzes Verhalten, deine fast verletzende Kühle mir gegenüber, die selbst unter Freunden kränken müßte!“

„Ich will dich gewiß nicht verletzen, Alexa. Nur versprach ich dir doch, dich nicht mit meiner Liebe zu quälen. Habe ich nicht Wort gehalten?“

„Vorzüglich, Gerö!“ sprach sie spöttisch.

Mit feinem Ohr vernahm er einen Klang in ihrer Stimme, der ihm im Augenblick fast die Besinnung raubte.

„Und wenn ich dich — dennoch liebte?“

Ein freudiger, ungläubiger Blick traf ihn.

Da riß er sie, alle guten Vorsätze vergessend, in seine Arme und zum erstenmal fanden sie sich in heißen, langen Küssen in Liebe und Sehnsucht zueinander.

Alexa schluchzte an seiner Brust und beichtete ihm, wie verlassen und einsam sie die ganzen Wochen neben ihm lebe und oft am ganzen Leben schon verzweifelt sei, da sie keinen Menschen mehr befäße, der sie wahrhaft liebte.

Als wenige Wochen später Joachim und Gerda in Berlin eintrafen, fanden sie Gerö und Alexa als glückstrahlendes Paar vor. Doch Gerda blieb gegen die Schwester voll kühler Zurückhaltung. Bis Raday die Schwägerin eines Tages bat, ihr doch zu verzeihen. Und er bat und bettelte, und als auch dies keinen Eindruck auf Gerda zu machen schien, erinnerte er sie an jenen Abend, da er mit ihr allein in der Wohnung der am Tage zuvor verstorbenen Großmutter gewesen. „Du sagtest mir, wenn du mir je einen Beweis deiner Freundschaft geben solltest, möchte ich dich an diesen Abend erinnern! Weißt du noch?“

Da schlug sie die Augen zu ihm auf: „Ja, Gerö — deinetwegen will ich Alexa verzeihen und versuchen, ihr mit aller Liebe wieder zu begegnen!“

Sie brauchte es nicht zu bereuen, denn Alexa war eine andere geworden, seit sie der Schule des gewissenlosen Vaters entronnen war.

*

Mühling lebte jetzt in Paris, und Albrecht von Bühlau hatte sich schon in Amsterdam von seinen Kindern getrennt, um nach Paris zu reisen, da er diese Angelegenheit zu allererst zu erledigen gedachte, ehe er weitere Pläne für ihren künftigen Aufenthalt in Deutschland zur Ausführung brachte.

Nach langem Forschen fand er Mühling in einem zweitklassigen Hotel.

„Monsieur Mühling ist krank und hütet das Bett!“ berichtete ihm der Portier des Hotels.

„Schadet nichts. Ich bin ein sehr guter Bekannter von ihm. Zeigen Sie mir sein Zimmer.“

Auf sein Klopfen rief dann eine etwas rauhe Stimme: „Herein!“

Beim Eintreten saß ein junges, geschminktes Mädel auf einem Hocker vor dem Bette des Kranken.

„Sie wünschen?“ fragte Mühling den Fremden mit erstauntem Blick.

„Ich möchte Sie nur einige Minuten allein sprechen!“

„In welcher Angelegenheit, wenn ich bitten darf?“

„In einer rein privaten, Herr Major Mühling!“ entgegnete schärfer werdend Bühlau.

„Wer sind Sie denn, daß Sie mit solcher Bestimmtheit hier auftreten?“

„Mein Name ist von Langendorff und Bühlau!“

Eisiges Schweigen folgte.

Dann gab der Major dem Mädchen ein Zeichen zu gehen und richtete sich etwas im Bette auf.

„Weshalb kommen Sie nach so vielen Jahren ausgerechnet zu mir und hierher nach Paris? Es muß eine wichtige Angelegenheit sein, die Sie zu mir führt?“

„Die allerwichtigste!“

„Bitte, reden Sie! Doch darf ich Ihnen wohl einen Stuhl dabei anbieten?!“

„Danke, ich stehe lieber!“

Albrecht von Langendorff und Bühlau zog ein Schreiben aus der Tasche. „Wollen Sie das, bitte, einmal genau durchlesen und dann mit Ihrem vollen Namen unterzeichnen!“

Mühling las mit spöttischer Miene das lange Schreiben, darin sein ganzes Vergehen ausführlich geschildert war. „Glauben Sie im Ernst, daß ich diesen Wisch mit meinem Namen unterschreibe?“

„Ganz gewiß glaube ich das, wenn Sie noch einen Funken von Ehre und Gefühl für Ihre Kinder im Leibe haben!“

Sentiments, mein Bester, womit ich nichts anzufangen weiß!“

„Das stimmt! Aber da ich das Vermächtnis Ihrer verstorbenen Mutter besitze, so dürfte es mir wohl ein leichtes sein, Sie jetzt völlig zu vernichten. Daß ich Sie dennoch schone, hat einen anderen Grund, den ich Ihnen nach Unterzeichnung dieses Dokumentes gern nennen will!“

Mühling warf das Papier auf das Bett. „Und was gedenken Sie denn mit diesem Dokument anzufangen?“

„Ich werde es fein säuberlich in meinem Tresor aufbewahren!“

„Dann erfüllt es doch keinerlei Zweck!“

„Das überlassen Sie ruhig mir. Es genügt mir so!“

„Darf ich Sie bitten, mir dort meinen Federhalter zu reichen?“ bat Mühling.

Langendorff tat es, doch ließ er den Kranken dabei nicht aus den Augen.

Mühling besah noch einmal das Schriftstück und schrieb dann mit raschem Entschluß seinen Namen.

„Hier — bitte! Und — verzeihen Sie — Langendorff! Es war eine Schweinerei von mir — die mir das Leben und alles, was mir lieb daran war, vernichtet hat! Machen Sie ruhig Gebrauch davon — so oder so — in den Augen der Welt bin ich doch ein liederlicher Kerl!“

„In meines Sohnes Interesse mache ich keinen Gebrauch davon, da seine Frau Ihre Tochter ist!“

„So hat sie mich verraten? O, pfui Teufel!“

„Schweigen Sie, denn Sie am allerwenigsten dürften über dieses prachtvolle Geschöpf so reden! Sie hat lediglich den letzten Wunsch der von ihr glühend verehrten Großmutter damit erfüllt, und ich sollte meinen, Sie müßten ihr dankbar sein, daß damit Ihr Schuldkonto etwas entlastet wird, da ich mit der Sache nun endgültig fertig bin!“

„Mein Schuldkonto! O, es ist nach Ihren Begriffen schwer belastet. Ein Leben, das Sie gar nicht verstehen würden — die Schuld, die fortzeugend Böses muß gebären, hat damals bei dem Wohltätigkeitsfeste begonnen!“ Und nach einer kleinen Pause: „Meine Töchter sollen mich nicht mehr sehen — es lohnt sich nicht mehr! Leben Sie wohl, Langendorff, und wenn Sie einmal eine gute Stunde haben, versuchen Sie, mit etwas Milde an mich zu denken, dessen Leben in jedem Falle keinen Heller mehr wert ist!“

Damit legte er sich zurück, drehte den Kopf zur Wand und — — sprach nicht mehr.

Langendorff verließ leise und erschüttert den Raum.

*

Joachim wußte nichts von diesen Vorgängen und erfuhr auch niemals etwas davon. Er war wunschlos glücklich mit seiner über alles geliebten jungen Frau, und da der Vater in Schlesien, in der Nähe von Breslau, ein Gut erworben, darauf er mit seinen Kindern leben wollte, so blieb das junge Paar noch einige Tage in Berlin, um die Großstadt zu genießen. Am Abend vor ihrer Weiterreise nach Schlesien waren sie, eben aus dem Theater kommend, den Kurfürstendamm entlang gebummelt, als Gerda plötzlich vor einem kugelrunden Wurstverkäufer stehenblieb, der in blühend weißem Anzug und in weißer Mütze seine warmen Würstchen anpries.

„Ja, seh ich recht, Pempe?“ rief Gerda den kleinen Wurstverkäufer an. „Wie ist denn das nur möglich?“

„Det is nur ein vorieberjehendet Jeschäft, Gnädigste; den momentan is mal wieder allens alle!“

— Ende! —

Kamerad

Erzählung von Knud Andersen

Als Leif Arnesen, der siebzehnjährige Sohn des Apothekers, von seiner ersten zweijährigen Auslandsreise zurückkehrte, fand er sich daheim nicht mehr zurecht.

Frau Arnesen war, obschon sie nie zur See gefahren, gewiß eine gute Frau. Aber den Blick ihres Sohnes, als sie ihm mitteilte, daß sie zur Feier seiner Heimkehr einige Bekannte für den Abend eingeladen habe, verstand sie nicht. Leif wollte Einwendungen machen. Um aber die Mutter nicht zu kränken, schwieg er.

„Du mußt unter Menschen“, sagte sie und strich ihm die Haare aus der Stirn. „schreckliche Manieren hast du angenommen. Du solltest dir auch die Haare schneiden lassen . . . Sicher wird auch Kreisarzts Inger kommen.“

Leif sah zum Fenster hinaus und versuchte, gleichgültig zu erscheinen. „Es gibt Sturmwetter,“ sagte er, „der Wind dreht sich nach der Ostkante rum. Glaubst du, daß Inger kommt?“

„Ja, ich glaub es bestimmt. Sie ist übrigens im vorigen Jahr eingesegnet worden. Vergiß nicht, dem Doktor von Singapore zu erzählen. Und dann denk daran, statt des schrecklich rotgewürfelten ein sauberes weißes Taschentuch einzustecken.“

„. . . schon im vorigen Jahr eingesegnet?“ Leif schluckte ein wenig und schwieg.

Der Abend kam.

„Leif ist derselbe liebe Junge geblieben wie früher. Nur hat er einige merkwürdige Gewohnheiten mitgebracht“, bemerkte Frau Arnesen entschuldigend im Laufe des Gesprächs, während Leif mit finsterem Gesicht, die Fäuste in der Tasche, hin und her lief wie ein Seevogel im Käfig.

„Seien sie froh“, erwiderte der Kreisarzt, „daß er nicht so geworden ist wie die meisten Seeleute. Das spottet jeder Beschreibung!“

Leif kochte vor Wut. Nun war wahrhaftig lange genug darüber geredet worden, obgleich sie von den Dingen nichts wußten, nicht das geringste, Leif wollte die Hände aus der Tasche ziehen, bemerkte aber, daß sie zu Fäusten geballt waren — da ließ er sie drinnen. Inger saß da, hörte zu und stickte. Sie zog den Faden so energisch, daß er mehrmals riß. Aber sie blickte nicht einmal auf.

„So sind sie nur, wenn sie an Land sind“, platzte Leif heraus, „Unsern Frank hätten sie sehen sollen bei dem Taifun auf der Chinasee! Aber in Surabaya ließ er sich mit einem Griechen ein, der einen Shop hatte. Und als er wieder an Bord kam, wollte er den Superkargo mit einer Axt erschlagen. Da kam der zweite Steuermann von hinten und versetzte ihm einen Schlag, daß er aufs Deck stürzte. Hinterher prügelten wir den Steuermann, weil er einen Mann von hinten geschlagen hatte . . . Frank wußte am nächsten Tage von der ganzen Sache nichts mehr. Es kam alles nur daher, weil er bei dem Griechen zuviel zu saufen gekriegt hatte. Ja, nur daher, auf See war er der beste Kamerad . . . Bei dem Taifun hätten Sie ihn sehen sollen!“

Leif verstummte. Er atmete schwer. Vor sich sah er die Bark, wie sie damals bei dem Orkan das Segel zu bergen versuchten, und er hörte Frank singen wie damals, als das Segel zerfetzt im Winde flatterte.

Ein peinliches Schweigen war nach Leifs Worten entstanden.

„Was, sagtest du, hatte er zuviel getriegt?“ fragte der Landarzt trocken, „ich habe nicht genau zugehört.“

Leif antwortete nicht. Er wurde unsicher und errötete. Die Gäste lächelten. Frau Arnesen schüttelte mißbilligend den Kopf.

Nach kurzer Zeit schlich Leif aus dem Zimmer. Er stieg in seine Kammer hinauf und setzte sich im Dunkel auf seine Schiffskiste. Sein Gesicht bedeckte er mit den Händen. Er fühlte sich heimatlos und sehnte sich unsäglich nach Männern und Meer . . .

Da hörte er, wie es leise klopfte. Er sprang auf, machte Licht und öffnete die Tür. Inger stand vor ihm. Ihr Gesicht glühte.

„Komm nur herein“, brachte er stockend hervor, nimm Platz auf meiner Kiste.“

„Danke, es ist nicht nötig“, antwortete sie, ein wenig außer Atem, „ich wollte dir nur etwas sagen.“

Sie glaubte plötzlich zu wissen, wie einsam Leif, ihr Freund aus der Kinderzeit, sein mußte. Da verstummte sie einen Augenblick vor Traurigkeit und Erregung.

„Du kannst ruhig Köhm und Saufen sagen“, stieß sie hervor und sah ihn in die Augen. „Zu mir jedenfalls . . ich habe alles verstanden.“

Leif lächelte hilflos. Zärtlichkeit durchströmte ihn, und er fühlte sich freier. Einen Augenblick lang war er ratlos. Dann öffnete er die Schiffskiste und fischte einen Sandelholzfächer heraus — den reichte er ihr.

„Er gehört dir, Inger“, sagte er. Dann blickte er aus dem Fenster. Am nächtlichen Himmel gingen Wolken wie Schiffe unter vollen Segeln dahin — mit Inger und ihm an Bord.

Sie stiegen zusammen die Treppe hinab. Unten zögerte sie einen Augenblick und reichte ihm die Hand.

„Willst du es nicht lieber noch einmal sagen, bevor wir hineingehen — das Wort — du weißt schon.“

Und auf ihren Wangen erschienen lachende Grübchen.

„Ach nein, nun ist es nicht mehr nötig“, antwortete er und wurde froh, weil er den Druck ihrer Hand spürte, „ich brauche nicht mehr davon zu reden . . denn du hast alles verstanden . .“

Eine Stadt sucht einen Hund — Der Affenkopf

Jenseits des großen Teiches soll nämlich noch große Schweiz einen echten Bernhardiner fehlen. Das kostete viel Geld, aber da es sonst in ganz Los Angeles kein einziges Romankonjunktur sein. Außerdem sind amerikanische Romane immer belebt in der sogenannten „mondänen“ Welt — sie Reklametrick den Dillinger und der roten Lusie zu

Schweiz einen echten Bernhardiner schicken. Das kostete viel Geld, aber da es sonst in ganz Los Angeles kein einziges Exemplar dieser Hunderasse gab, hatte der Reklametrick den gewünschten Erfolg. Das Lokal war stets vollbesetzt, alle Gäste wollten den seltsamen, sozusagen überlebensgroßen Hund sehen. Der Umsatz hob sich, die Rechnung war richtig gewesen.

Allzulange dauerte freilich die Freude nicht. Ob ein neidischer Konkurrent die Hand im Spiel hatte, der dem Kaffeehausbesitzer seinen Erfolg nicht gönnte, ob es ein unbedachter böser Streich war, ist nicht geklärt worden. Jedenfalls lag der treue Bernhardiner Pascha eines Morgens tot da. Er war vergiftet worden.

Der Besitzer machte aus der Not eine Tugend. Er ließ seinen armen Pascha ausstopfen und in einen Glaskasten setzen. So konnte der Hund immerhin als Symbol wirken. Und außerdem war noch ein junger Bernhardiner da, des toten Tieres überlebender Sohn, der ebenfalls auf den Namen Pascha hörte. Und dieser kleine Pascha, etwas über ein Jahr alt, wurde wie ein Kleinod gehütet.

Es schien auch alles gut zu gehen. Man merkte jedenfalls nichts von einem neuen Anschlag auf das Leben dieses Bernhardinerhundes. Bis eines Tages eine neue Katastrophe eintrat. Pascha junior war ein leidenschaftlicher Liebhaber vom Autofahren und wurde von seinem Herrn stets auf kleinere Touren mitgenommen.

Und so ereignete sich folgendes: Pascha fuhr mit Herrchen in die Stadt. Der Wagen wurde mitsamt Pascha auf einem bewachten Parkplatz abgestellt, aber als Herrchen nach wenigen Minuten zurückkam, stand wohl das Auto noch da, aber der Hund war verschwunden. Der Parkplatzwächter hatte nichts gesehen. Entlaufen aber konnte Pascha auch nicht sein, dafür war er viel zu treu und anhänglich. Wo sollte man ihn suchen?

Der Kaffeehausbesitzer setzte Himmel und Hölle in Bewegung, inserierte in den Zeitungen, versprach hohe Belohnungen jedem, der ihm nicht nur seinen Hund wiederbrachte oder seinen Verbleib nachweisen konnte, sondern ihm wenigstens überhaupt gesehen hatte. Nicht die leiseste Auskunft kam.

Da klingelte eines Abends im „St. Bernhard-Café" das Telefon. Ein Unbekannter rief an und teilte mit, Pascha sei in seinem Besitz und würde gegen ein Lösegeld von 2000 Dollars freigeben. Der Besitzer fragte nach Namen und Adresse des Anrufers, erhielt aber die höhnische Antwort, er solle solche dummen Fragen nur unterlassen und auch die Polizei nicht benachrichtigen, sonst wäre sein Hund unwiederbringlich dahin. Es kam noch eine Anweisung, wo das Geld niederzulegen sei, und dann war auf der Gegenseite der Hörer eingehängt.

Die amerikanische Mentalität ist seltsam. Ein Hund kann eine Stadt in Aufruhr bringen. Und so geschah es auch hier in Los Angeles. Der Fall Pascha wurde zu einer Ehrenfrage aller. Der Hund mußte wieder in sein angestammtes Kaffeehaus. Aber alles Suchen, alle hochgehende Erregung war umsonst. Pascha blieb verschwunden.

Der unbekannte Hundefänger rief noch einmal an. 2000 Dollar binnen einer Woche, oder der Hund wird getötet und irgendwo verscharrt. Los Angeles will seinen Ehrgeiz daran setzen, in dieser Frist Hund und Hundeentführer zu entdecken. Ob es gelingt, ist die zweite Frage. Nach den Erfahrungen, die mit amerikanischen Entführern bislang gemacht sind, wird der Kaffeehausbesitzer zahlen müssen, um seinen Pascha zurückzubekommen. Bis zur nächsten Entführung . . .

Wie schreibt man einen amerikanischen Roman?

Kleine Ratschläge eines Fachmannes.

Von H. R. Eckert.

Romane schreiben? — Schön, werden Sie sagen, sooo schwer kann das doch nicht sein! Da setzt man sich einfach an seine Maschine, spannt das Papier ein, drückt auf die Typenhebel usw.

Möglich, daß Ihnen in Ihrem Leben schon einmal jemand erzählt hat, auf diese Weise Romane schaffen zu können. Zum Probieren kann ich Sie leider nicht auffordern — schon aus Rücksicht auf die Schriftleitungen der Blätter, die ohnehin mit Manuskripten bergehoch überhäuft sind. Aber etwas anderes, lieber Leser: Haben Sie schon einmal versucht, einen amerikanischen Roman zu schreiben?

Jenseits des großen Teiches soll nämlich noch große Romantonjunktur sein. Außerdem sind amerikanische Romane immer beliebt in der sogenannten „mondänen" Welt — sie brauchen ja nicht gleich von Dillinger und der roten Luzie zu handeln oder von der unglücklichen Ehe der bekannten Millionärstochter aus der Wall Street.

Wenn Sie ein Anfänger sind, empfehle ich Ihnen, mit einer dezenten Mischung von Liebesroman und vermurkster Filmhandlung zu beginnen. Vergessen Sie nicht, daß Ihre Donna grundsätzlich die schönste Frau der Welt sein muß. Man kann das etwa so ausdrücken: „Mizzi war von so aufsehenerregender Schönheit und derart wohlgebaut, daß ihr die Verkehrspolizei erst nach Eintritt der Dunkelheit das Betreten der Landungsbrücke im Badeanzug erlaubte . . .

Mizzis Verlobter heißt am besten Jonny. Reizend wäre z. B. folgende Redewendung: „Jonny begann als armer Universitätsprofessor in Wisconsin und war nun einer der höchstbezahlten Refrainsänger von Newyork . . ."

Nun brauchen Sie vor allem noch ein zweites Pärchen, da sich das Interesse des Lesers nicht ausschließlich auf das Hauptpaar konzentrieren kann. So etwas sagt man am besten so: „Billy und Elfriede waren so geschaffen für einander — er besaß nichts anderes als seine bloßen Fäuste, und sie das kunstseine Kleidchen, in dem sie einholen ging . . ."

Wenn Billy dann von dannen stürzt, um rechtzeitig auf sein Büro zu kommen, weil der Chef sonst meckert, dann läßt man Elfriede folgendermaßen von ihrem Geliebten schwärmen: „Er war von jenem Typ Männer, von dem sie schon immer geträumt hatte, daß es wunderbar sein müßte, die Witwe eines solchen Gentlemens zu sein." Vermutlich dürften Ihre Leser den Satz vier- bis fünfmal lesen, ehe sie ihn verdauen, aber das Verdauen der amerikanischen Romane pflegt ja auch erst in letzter Linie zu kommen. Schreiben Sie also ruhig drauf los! Es schadet nichts, und Papier ist ja sooo geduldig!

Vergessen Sie nun nicht, daß der Leser auch wissen will, wovon sich Ihre Heldin eigentlich ernährt. Drücken Sie das am besten so aus: „Mizzi war noch nie in ihrem Leben mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Sie lebte still und bescheiden und ernährte sich rechtschaffen von den Unterhaltsbeiträgen, die ihre geschiedenen vier Gatten monatlich ihrem Anwalt in der Park Avenue überwiesen . . .

Dann geht es immer so weiter. Sie werden schon in den richtigen Schwung kommen. Vor allem immer fesselnde Dialoge machen! Nicht so langweilig reden lassen, das lieben die Leser und Leserinnen nicht. Hier ein gutes Beispiel:

„Mein einziger, geliebter, teuerster, bester Freund, den ich besitze — wie lange wirst Du mich lieben?" hauchte sie.

„Tja", meinte er und sah auf sein Handgelenk, „was ist die Uhr?" —

Wenn Ihnen so etwas zu, na, sagen wir einmal amerikanisch vorkommt, dann denken Sie bitte daran, daß es sich ja auch nicht um einen deutschen, sondern einen amerikanischen Roman handelt. Rein amerikanisch wäre auch folgender Dialog: „Ich glaubte, Du würdest mich höher lieben", sagte sie mit einem vorwurfsvollen Blick auf Adalbert. Seufzend zog er seinen Silberfüllstift und fügte eine weitere Null zu dem Betrag auf dem Scheck . . .

Achten Sie vor allem darauf, daß Ihre Helden in der amerikanischen Mentalität niemals arm sein dürfen. „Du bist mein ein und alles!" sagte er und breitete seine Arme aus. — „Um Himmelswillen!" fuhr sie zurück, „und das sagst Du mir, die ich Dich immer für vermögend gehalten habe?" . . .

Schließlich muß der Roman aber auch man ein Ende haben. Der Schluß darf natürlich nur echt amerikanisch sein. Wie man es machen soll? Ich für meine Person würde so schließen: „Als sie das Gericht verließen, schieden sie als gute Freunde. Er bekam das Auto, und sie behielt den Kater . . ."

Der Affenkopf

Häckel zeigten den Studenten während einer Vorlesung einen merkwürdig geformten Affenschädel und sagte stolz: „Ja, meine Herren, das Exemplar ist sehr kostbar. Diese Art Affenkopf gibt es nur zwei in der ganzen Stadt. Den einen besitzt das Museum. Den andern, davon können Sie sich hier ja selbst überzeugen, habe ich." — Zu der Zeit, als noch jeder Abiturient zum Hochschulstudium zugelassen wurde, ließ sich ein bekannter Professor folgendermaßen vernehmen: „Heute will aber auch jeder grüne Junge studieren, und jeder fühlt irgendeine Berufung in sich. In meiner Jugend gab es so etwas nicht. Wenn da jeder Dummkopf hätte studieren wollen! In meinem Heimatort war ich z. B. der einzige."

Knud Andersen

...ächte vorbehalten

Unterhaltungsbeilage

Die blonde Lore

Roman von Paul Hain

Copyright: Horn-Verlag, Berlin W 35

9

Eine Gestalt kam näher. Aufrecht — langsam — das Gesicht emporgewandt.

Zögerte etwas.

Da durchfuhr Lore ein heißer Schrecken.

Das war doch — der Reeder!

Sie war eine Weile unfähig, sich zu bewegen. Sah nur das hochgewandte Gesicht des Mannes, der mit langsamen, wie tastenden Schritten die Promenade entlang ging.

Sie fiel in den Stuhl zurück, drückte die Hände vor das Gesicht, lauschte mit klopfendem Herzen.

Die Schritte machten halt.

Vorsichtig blickte Lore zwischen den Holzplatten der Verandabrüstung nach unten.

Da stand der Nachtspaziergänger an einen Baum gelehnt — und starrte gegen das Haus — unbeweglich.

Lautlos huschte sie ins Zimmer zurück. Ins Bett. Schloß die Augen fest.

Schlafen, dachte sie, schlafen! Gleich darauf atmete sie ruhig und fest.

8. Kapitel.

Timm Kröger saß wie zusammengesunken im Sessel. Die Zigarre, die er in der Hand hielt, rauchte sich selbst auf.

Er wohnte im Kurhotel. Zwei Tage hatte er hierbleiben wollen — darum war er mit der Jacht herübergekommen. Auf zwei Tage wollte er einmal ausspannen, das Joch der Riesenarbeit und Riesenverantwortung nicht fühlen, das er jahrelang trug. Zwei Tage lang das Kreischen der Maschinen, das Heulen der Sirenen, das Telefongeklingel auf dem Schreibtisch nicht hören, keine Zahlen sehen, nichts von steigenden und fallenden Papieren wissen.

Zwei Tage lang mal Sommerurlauber sein. Als einfacher Hotelgast, der nichts von der Last des Reichtums wußte, die er zu tragen hatte, nichts von der Bedeutung seiner Persönlichkeit im großen Wirtschaftskampf eines neuen Deutschlands.

Und nun waren die zwei Tage schon längst vergangen. Von Hamburg kamen täglich Telephonanrufe und Telegramme. Er beantwortete sie gar nicht mehr. Hatte nur zurücktelegrafiert: Ruhe will ich haben!

Wirklich — er hatte alles vergessen! Alles — über dem einen, das ihn ganz erfüllte! Selbst seine zweiundfünfzig Jahre hatte er vergessen und seine erwachsenen Kinder, die irgendwo in der Welt lebten, sein Witwertum, seine Stellung! Alles über dem einen: daß es hier ein Mädchen gab, das in seiner schmalen Hand das Herz des großen Timm Kröger hielt! Dieses Herz, dessen regelmäßiger, ruhiger Schlag von Bedeutung war für eine geregelte Weiterentwicklung eines großen Komplexes deutschen Handelslebens!

Alles hatte er vergessen über dem einen; daß es ein blondes Mädel gab, das er liebte mit einer seltsam berauschenden Leidenschaft.

Was war das nur?

Hatte er seit zehn Jahren nicht fremd jedem Frauentum gegenübergestanden? War das nicht für ihn vorbei? Gehörten diese Gefühle nicht der Jugend? Was sollte er damit?

Aber von dem Augenblick an, da er sie zuerst gesehen, hatte es ihn betäubt. Da war plötzlich ein großes, herrliches Gefühl in ihm aufgebrochen — ein Gefühl der Anbetung, der grenzenlosen Verehrung!

Dieses blonde Mädchen war wie ein Wunder!

Es hatte ihn mit einem Mal gewaltig aufgerüttelt und ihn erkennen lassen: Bist du denn blind gewesen — zehn Jahre lang? Warst du denn so alt, daß dich ein lebendiges, warmes Menschenwunder, das Gott geschaffen, nicht rühren konnte über den Wundern deiner Maschinen und Werften?!

Er wollte sich gegen solche Gedanken wehren.

Er lachte sich aus, schalt sich einen alten Narren — und kam doch nicht los von dem großen Gefühl, das ihn mit einem Male überrumpelt hatte.

War es — weil er plötzlich die große, seelische Einsamkeit empfand, die er zehn Jahre lang nach dem Tode seiner Frau in sich getragen hatte, da die Tochter schon lange im Ausland als Gattin eines Diplomaten verheiratet war, der einzige Sohn sich lange in der Welt herumgetrieben, bis er in Berlin festen Fuß faßte als Jurist und sich im Drange seiner Geschäfte kaum sehen ließ? War es dieses?

Er wußte es nicht.

Er wußte nur, dieses blonde Mädel war ein erschütterndes Erlebnis für ihn! Von tiefer, berauschender Gewalt, daß damals, als er sie zuerst im Theater sah, ihr folgen mußte. Und ein köstliches Gefühl hatte ihn beseelt, als er sie vor den Zudringlichkeiten jenes Gecken schützen konnte, der sie begleitete.

Und dann?

Dann hatte er vergeblich mit sich gekämpft. Hatte nicht anders handeln können, als ihr Blumen zu schicken, stumme, duftende Grüße. War sich lächerlich vorgekommen und doch beglückt. Hatte nachts vor ihrem Hause gestanden und war seelig gewesen, wenn er ihren Schatten am Fenster sah.

Er wußte: Es war Torheit!

Er wußte: Das blonde Mädel war ein reines Geschöpf, das man nur mit reinen Händen anfassen durfte. Keine Mondäne.

Und aus diesem Wissen heraus, wagte er nicht, ihr zu nahe zu kommen.

Der große Timm Kröger fühlte sich mit all seiner Macht und seinem Reichtum bettelarm und klein diesem Mädchen gegenüber.

Nun aber konnte er nicht mehr kämpfen — gegen die eigene Vernunft! Das war vorbei. Diese Tage seiner stummen Liebe hatten ihn zermürbt.

Er hob den Kopf und schob den zusammengesunkenen Körper höher in den Sessel. Die Zigarre schleuderte er in den Aschenbecher.

Nein — er konnte sich nicht mehr fernhalten!

Konnte nicht mehr denken und grübeln: Das alles ist ja Unsinn — tausendmal Unsinn! Er konnte nur noch den einen Gedanken haben: Lore Gisander!

Unentrinnbar —!

Alles andere war falsch!

Mit einem Ruck stand er auf. Sein bartloses, energisches Gesicht, das ihn trotz der Falten, die stenge, jahrelange Gedankenarbeit hineingegraben, jünger erscheinen ließ, als er war, bekam einen harten, entschlossenen Ausdruck.

Er trat vor den Spiegel, starrte eine Weile prüfend hinein — seine straffe, ungebeugte Gestalt reckte sich.

„Also!" sagte er kurz, wandte sich ab und verließ das Haus.

Es war vormittags.

Er ging die Promenade entlang, sah nicht nach rechts und links. Einmal stockte sein Schritt. Das war, als erl von weitem den weißen Holzbau der Badeanstalt sah.

Lore und Ruth gingen gerade über den Stege, in die Anstalt hinein.

Das ist gut, so dachte er, nun brauche ich nicht zu warten, bis sie von zu Hause fort ist. Frau Gisander wird allein sein.

Ruhig und aufrecht schritt er weiter. Zuweilen trafen ihn achtungsvolle Blicke. Man wußte schon, wer er war, daß er nicht nur die glänzende Jacht besaß, die an der zweiten Mole lag. Die Bemannung hatte genug geschwatzt.

Er erreichte die Pension.

Schritt durch den schmalen Vorgarten auf das Haus zu und klingelte.

Ein Mädchen öffnete.

„Ich möchte Frau Gisander sprechen. Ist die gändige Frau zu Hause?"

„Ja — wen darf ich —"

Er zog schon die Karte.

„Bitte, melden Sie mich."

Dann wartete er unten.

Frau Gisander saß auf der Veranda im Gespräch mit der Frau Staatsanwalt, als das Mädchen die Karte brachte.

„Der Herr wünscht Sie zu sprechen, Frau Gisander."

Verwundert las sie den Namen. Mein Gott, was in so einem Badeort alles vorkam!

„Timm Kröger —" sagte sie laut.

Frau Giesebrecht horchte auf.

„Der Hamburger Großindustrielle? — Mein Sohn erzählte von ihm!"

Frau Gisander blickte hilflos drein. Die Frau Staatsanwalt lachte freundlich.

„Sie werden ihn doch nicht abweisen?"

Sie erhob sich.

„Ich gehe hinüber — auf Wiedersehen, bis nachher —"

Frau Gisander trat in ihr Zimmer.

„Ich lasse bitten."

Das Mädchen verschwand.

Gleich darauf klopfte es an der Tür, und Timm Kröger trat ein. Er verbeugte sich tief vor der kleinen Frau, die ganz ratlos die hohe, stattliche Erscheinung musterte. Er bemerkte ihre Verlegenheit, ein gutes Lächeln spielte um seinen Mund.

„Sie sind verwundert, gnädige Frau, ich sehe es Ihnen an. Bitte, behalten Sie doch Platz — Sie gestatten —"

Frau Gisander setzte sich und zeigte auf einen Stuhl.

„Bitte, Herr Kröger. Wirklich — ich weiß nicht —"

„Ich mußte zu Ihnen kommen, gnädige Frau. Es ist die einzige Möglichkeit, daß ich wieder ruhig werde —"

Da durchzuckte Frau Gisander ein Gedanke. Unwillkürlich glitt ihr Blick nach der Veranda ab, wo noch die Blumen in den Vasen standen. Kröger folgte diesem Blick, und ein heller Schein flog über sein Gesicht.

„Sie haben — diese Blumen geschickt?"

„Ja, gnädige Frau, und ich hoffe, daß Sie es nicht falsch gedeutet haben. Ich mußte es tun. Und nun sollen Sie erfahren, was mich zu Ihnen führt —"

Er wollte seine Gedanken sammeln und ruhig und korrekt sprechen. Aber im Anblick dieser stillen, mütterlichen Frau, die in ihrer bescheidenen Art soviel Güte ausatmete und ihn so erwartungsvoll-bang ansah, konnte er es nicht.

„Ich liebe Ihre Tochter —" stieß er hervor und war sehr erschreckt von dem Ton seiner Stimme.

„Sie — lieben —"

Frau Gisander blickte fassungslos.

„— meine Tochter — sie sagte mir nichts —"

Da riß er sich zusammen.

„Verzeihen Sie — ich überraschte Sie, gnädige Frau. Und ich bin doch kein junger Mann mehr. Ihre Tochter — weiß nichts von meiner Liebe —"

„Ja — aber —"

„Ich sah sie — und ich war glücklich und wie betäubt. Lächeln Sie nicht über mich — liebe, gnädige Frau. Ich habe versucht, diese Liebe zu bekämpfen, die wie ein Orkan über mich einbrach. Ich habe Blumen geschickt — ich bin ihr fern geblieben — nur von weitem habe ich Ihre Tochter mit meinem Blick gesucht. Aber nun bin ich am Ende meiner Kraft. Und — nun müssen Sie mir helfen —"

Frau Gisander hielt die Hände gefaltet. Was war das für eine Seltsamkeit! Sie sah in das leidenschaftlich bewegte Gesicht dieses Mannes, des Mannes, der in einer anderen, ganz anderen Welt lebte. Sie entsann sich jetzt der prunkvollen Jacht an der Mole, an der in großen Goldbuchstaben stand: Timm Kröger.

Und plötzlich ergriff sie ein starkes Mitleid zu ihm.

„Herr Kröger —"

All ihre feine Mütterlichkeit war wach geworden.

Er atmete tief und schwer.

„Gnädige Frau — ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wer ich bin. Ich bin — ein reicher Mann — Tausende von Menschen stehen in meinem Dienst — ich kann Ihrer Tochter ein Paradies schenken —"

Er zögerte.

„Fragen Sie nach Timm Kröger — hier — wo Sie wollen —"

„Ich weiß —"

„Verstehen Sie mich recht: Ich will — ich — ich wünschte, Ihre Tochter könnte meine Frau werden!"

Frau Gisander stieß einen leisen Laut aus. War denn das Wirklichkeit! Dieser vornehme, reiche Mann — er wollte —"

Sie saß ganz still, sah das starke Wollen, die tiefe Zärtlichkeit in seinem Gesicht, den Zug des Leidens und den Zug der Güte. Und plötzlich quoll eine tiefe, dunkle, ferne Freude in ihr hoch.

Aber gleich darauf schüttelte sie den Kopf.

„Herr Kröger — das — das kann nur Lore selbst wissen —"

„Aber Ihren Rat brauche ich —"

„Ich weiß nicht —"

„Sie müssen wissen, ob Ihre Tochter noch frei ist — im Herzen — ich könnte ihre Ruhe — nicht stören —"

Frau Gisander atmete tief.

„Ich weiß nichts davon, daß sie schon gewählt hat. Sie hätte es mir verraten. Sie ist — frei."

Kröger senkte den Kopf.

„Gnädige Frau — man kann niemanden zur Liebe und zur Ehe zwingen — ich weiß das. Ihre Tochter müßte selber ihrem Herzen folgen. Und wenn sie mich nicht erhören kann — so muß ich mit meiner Liebe allein fertig werden. Aber versuchen muß ich es, ob ich sie erringen werde. Und darum mußte ich Sie erst sprechen. Darum kam ich zu Ihnen. Sie müssen es mir ermöglichen, Ihrer Tochter nahe zu kommen — wenn ich Ihnen nicht von vornherein aufdringlich und — zu alt erscheine."

„Herr Kröger —"

Frau Gisander sah den Besucher ernst an.

„Ich verstehe mich nicht so auf Menschen. Ich bin in kleinen Verhältnissen aufgewachsen — auch meine Tochter — Sie denken vielleicht —"

„Ich sehe, gnädige Frau —"

„Meine Tochter steht im Beruf — sie ist nichts anderes, als ein Büromädchen."

„Bitte, nicht so sprechen. Ich kenne Menschen, und ich weiß, gnädige Frau, daß die äußeren Unterschiede in unseren beiderseitigen Lebenssphären ohne Belang sind. Letzten Endes sind da wohl keine Dissonanzen. Und nun bitte ich Sie, können und wollen Sie mir helfen?"

„Ich — vertraue Ihnen, Herr Kröger —"

„Ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen."

„Aber was soll ich tun?"

„Ihrer Tochter nichts davon sagen, daß ich bei Ihnen gewesen bin. Sie soll nicht aufgestört werden."

„Ja — aber — wie wollen Sie ihr denn näherkommen?"

„So unauffällig, wie möglich. Ich könnte — ja — Sie könnten vielleicht —"

Frau Gisander lächelte mitleidig.

„Soll ich Sie mit Lore bekannt machen?" fragte sie halb ernsthaft, halb mit schalkhafter Ironie.

Er blickte ganz verzweifelt, und Frau Gisander setzte hinzu.

„Sie haben wenig Mut. Hier im Badeort —"

„Ja — ja — aber so tut das jeder Geck. Ich kann doch nicht wie einer, der einen Flirt sucht — es widerstrebt mir — und —"

Frau Gisander nickte.

„Ich errate, was Sie denken und fühlen. Es sieht Ihnen zu leichtsinnig aus."

„Ja — das ist es."

Er dachte an Lores Erschrecken, als er sie einmal am Strande getroffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der verhängnisvolle Schneidezahn

Heitere Erzählung von Hildegard Müller

Das seltsame Dorf am Bergeshange bestand aus elf Familien. Zu gebieten hatte dort der Herr Gemeindevorsteher, eigentlich allerdings seine Schwiegermutter. Doch das kommt erst nachher. Da das Dorf so klein war, besaß es weder Schule noch Kirche, und die Kinder mußten täglich etwa eine Stunde über den Kammweg des Gebirges wandern, um die Schule des nächsten Dorfes zu erreichen. Einen Friedhof nannte die Gemeinde aber doch ihr eigen, denn die Einwohner waren einander verbunden wie eine große Familie und gönnten ihre Toten den Fremden da hinten „öwern Bare" nicht. Mitten im Dorf, unter hohen Eichen versteckt, lag der schmucke Hof des Gemeindevorstehers. In der Küche des Hauses schwang eine trotz ihrer Körperfülle noch recht behende Frau den Kochlöffel. Obwohl die Tochter der Siebzigjährigen nun auch schon 47 Lenze zählte und die Enkelin heiratsfähig war, hatte man dieses Zepter bislang noch nicht anzurühren gewagt. Die Alte kochte nach altgewohntem Rezept: fett und reichlich, dazu für jeden ein riesengroßes Stück Speck. Erst wenn der Löffel im Gemüse stecken blieb, war das Gericht so wie es seit 50 Jahren täglich zu sein pflegte. Hegte der Herr Gemeindevorsteher über seine dörflichen Anordnungen Zweifel — und das tat er eigentlich immer —, so holte er sich nicht bei einem anderen Bauern oder seinem Ehegespons Rat, sondern er ging in die Küche zur Schwiegermutter. Sie wußte immer einen Ausweg. Es ist auch nicht abzuleugnen, daß ihre Maßnahmen für diese dörfliche Gemeinschaft recht geschickt und passend waren, und so hatte niemand etwas gegen das Regiment der alten Frau in Haus und Dorf einzuwenden.

Daß die Mitglieder des Gemeindevorsteherhauses bei der beschriebenen Kost nicht gerade an Auszehrung litten, wird jedem einleuchten. Trotzdem bekam die allzu runde, strohblonde Enkelin der Dorfbeherrscherin einen Verehrer, um die sie die fünf anderen heiratsfähigen Dorfschönheiten heftig beneideten. Dieser Mann war ein Städter, gut gewachsen, und hatte allem Anschein nach ein auch für Bauerntöchter ganz anerkennenswertes Einkommen. Wo das dralle Minchen den Mann in dieser Weltabgeschiedenheit kennen gelernt hatte, blieb ihr Geheimnis.

Und er wurde eines Tages von der Schwiegermutter des Herrn Gemeindevorstehers für einige Zeit eingeladen, damit sich Großmutter, Vater und Mutter gemeinsam davon überzeugen konnten, ob dieser Fremde der richtige Lebensgefährte für Minchen war.

Der junge Mann kam, und da er das urgesunde, lebenslustige Mädchen aufrichtig gern hatte, gab er sich Mühe, sich so zu benehmen, wie es der Schwiegermutter des Herrn Gemeindevorstehers angenehm war. Es ging auch alles gut bis auf — das Essen. Die Großmutter hatte nämlich die Angewohnheit, wenn Besuch kam, diesem und den übrigen Familienmitgliedern in der besten Stube aufzutischen, während sie es sich nachher allein in der Küche wohlschmecken ließ. Das tat sie, um genau zu beobachten, wie dem Besuch ihre seit 50 Jahre bewährten Gerichte mundeten. Sie setzte sich dann, nachdem sie aufgetragen hatte, neben den Gast, unterhielt sich mit ihm und verfolgte jede seiner Kaubewegungen. Befriedigte sie der Appetit, so war die Freundschaft — jedenfalls von ihrer Seite — geschlossen.

Das Unglück wollte aber, daß der alten Frau, die sonst noch ein tadelloses Gebiß besaß, vor kurzer Zeit der rechte vordere Schneidezahn ausgefallen war. Als sie sich nun zu Minchens Zukünftigem setzte und ihm von den acht Ferkeln erzählte, die vor vier Tagen im Stall das Licht der Welt erblickt hatten, sprühte dabei ein feiner Regen durch die Schneidezahnlücke auf den fettglänzenden Grünkohl vor dem Städter. Das war ihm zuviel. Er würgte und würgte, wurde glühend rot, stand endlich auf und behauptete, er habe Magenschmerzen. Dieses wiederholte sich am nächsten und übernächsten Tage. Die Großmutter klärte Minchen daraufhin darüber auf, daß Männer, die nicht einmal Grünkohl, Sauerkraut und Steckrüben vertragen könnten und jeden Tag über Magenschmerzen klagten, Schlappschwänze seien und niemals zur Ehe taugten.

Minchen beschwor ihren Liebsten unter Tränen, er möge sich doch zusammennehmen und den Grünkohl essen, er bekäme auch hinterher von ihr zur Belohnung eine halbe Mettwurst. Sonst sei eben alles aus, die Großmutter würde niemals in den Bund willigen, und die Tausender, die sie für das Minchen auf der Sparkasse habe, bekäme dann eine andere Enkelin, deren Auserwählter besser Grünkohl zu essen verstehe. „Wenn sie nur den Zahn noch hätte, dann würde ich es schon schaffen!" klagte der junge Mann.

Plötzlich kam ihm eine gute Idde. Er hatte in der Stadt einen Bekannten, einen Zahntechniker, der würde der Großmutter den Zahn einsetzen, angeblich „ganz umsonst". Der junge Freier würde die Behandlung heimlich selbst bezahlen. Aber Minchen schüttelte traurig den Kopf. Ob er denn glaube, daß sich die Großmutter von einem Wildfremden an den Zähnen herumwirtschaften lasse!

Am nächsten Tage hatte nun aber auch Minchen eine Idee: Auf dem Nachbarhofe wohnte die alte Brunsmeiern, die der Großmutter vor vielen Jahren einmal den besten Freier weggeschnappt hatte. Seitdem konnte die damals Übergangene es nie leiden, wenn man an der Brunsmeiern etwas lobte, was sie selbst, die Großmutter, nicht besaß. „Laß mich nur machen", tröstete das Mädchen den jungen Mann, „ich werde sie jetzt schon herumkriegen."

Als der Liebste am nächsten Tage plötzlich wieder nicht schlucken konnte und die Großmutter böse Augen machte, erzählte Minchen, sie habe gestern gesehen, wie die Brunsmeiern zwölf Nüsse nacheinander mit den Zähnen aufgeknackt und die Kerne ihren kleinen Urenkelkindern in den Mund gesteckt habe. „Kann ich auch", sagte die Großmutter, holte einige dicke Walnüsse, knackte sie mit den Backenzähnen auf und legte die Kerne ihrem Gast auf den Tellerrand. „Und als sie so lachte", fuhr Minchen trotz dieses Beweises unbeirrt fort, „sah man alle ihre schönen Zähne, die blitzten noch wie meine." — „Alle? Hat sie noch keinen verloren?" fragte die Großmutter mißtrauisch. — „Alle, ich habe genau hingesehen, die beiden vordersten standen etwas vor." — „Die beiden vordersten?" Aus den drei Worten ragte das „beiden" wie eine Kirchturmspitze über niedrige Bauernhäuser hervor.

Am Nachmittag fragte die Großmutter das Minchen, ob die Brunsmeiern wohl schon einmal beim Zahnarzt gewesen sei. „Ja", erklärte Minchen, „schon dreimal. Daher kommt es auch, daß sie noch alle Zähne hat." Ihr Besuch habe auch einen Freund in der Stadt, einen Zahndoktor, der ihm zuliebe der Großmutter auch wohl einmal ganz umsonst die Zähne in Ordnung bringen würde.

Am Abend fragte die alte Frau ihren zukünftigen Schwiegerenkel, ob er ihr sagen könne, wo sein Bekannter wohne. „Aber gern", ereiferte sich der junge Mann, er wolle die Frau Großmutter auch wohl hinbringen, damit sie gar keine Unannehmlichkeiten habe.

So fuhren denn die beiden am nächsten Morgen gemeinsam los. Und die neubezahnte Großmutter wunderte sich nicht wenig, daß ihr Gast, nachdem sie wieder daheim angelangt waren, plötzlich kräftig in den Grünkohl einhieb, als sei er der beste Leckerbissen auf der Welt.

Fünf Tage später schmunzelte die alte Frau und erklärte Minchen, nachdem sie, ihre Großmutter, dafür gesorgt habe, daß dieser junge Städter auch richtige Manneskost vertragen könne, möchte sie gegen eine Heirat nichts mehr einwenden. Dabei steckte sie der Enkelin das Sparkassenbuch in die Schürzentasche.

Als sie wieder am Herde stand und in den Kochtopf schaute, nickte sie gerührt mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ja, das macht alles mein Grünkohl."

Eine Stadt sucht einen Hund

Von Otto Erich Gurlitt

Entführung —, das ist das Wort, das heute in der amerikanischen Unterwelt groß geschrieben wird. Mord, Raub, Einbruch — —, das ist alles nichts. Der zünftige Verbrecher macht in Entführungen. Drakonische Gesetze sind gegen die Entführer erlassen, harte Strafen drohen und werden vollzogen. Aber es scheint nichts zu helfen, der Bann der Entführungsseuche ist nicht zu brechen.

Groteske Blüten treibt manchmal diese nicht abreißende Kette der Entführungen. Man vergreift sich nicht nur an Menschen, die man verschleppt, um aus den Angehörigen Lösegeld herauszupressen, man entführt bereits Tiere.

In Los Angeles nennt sich eine Gaststätte „St. Bernhard-Café". Der Besitzer, der seinem Unternehmen eine besondere Attraktion verschaffen wollte, ließ sich aus der